

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Byssalla	237
Chance der Kindheit. Von Max Kell	250
Kühling in Wien. Von Alfred Freiherrn von Berger	252
Die verpaßte Gelegenheil. Von Arthur Mannhardt	256
Dier Briefe	265

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin,
Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *
 Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch

Hamburg. HOTEL ESPLANADE
 Am Dammthor-Bahnhof.

Neu eröffnet.

Zimmer mit Bädern.

Carlton Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Alle Waffen
sind

staatlich
geprüft!



Katalog 26
umsonst u. portofrei.

Doppelflinten, Kal. 16 u. 22 1/2 M., Ga-
 blesflinten 15.- M., **Drillinge**, Kal. 16 u. 1
 1/2.- M., **Scheibenhülsen**, 31,50 M., **Garten-
 teschings** 4,51 M., **Luftgewehre** 3,75 M.,
Revolver 3,50 M., **Pistolen** 1,20 M. an bis
 zu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weitbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
 Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:

Offerendos, London.



Berlin, den 15. August 1908.

Zeppelin.

Über der Löwenbucht verglöhnt der fünfte Augusttag. Auf dem Cornicheweg ist leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends; das immer hastige Leben der Phokäerstadt scheint in die Herzkammer zurückgedrängt. Zwischen der Rue Honorat und der Cannebière regt sich. Schänken und Kaffeehäuser sind dicht besetzt; die Stimmen schriller, die Gesten heftiger als am Alltag. Der Fremde merkt bald, daß im Sinus Gallicus das Blut heute besonders schnell kreist. Merkt auch, daß da, wo er als Deutscher erkannt wird, das Feuer der Rede sich rasch dämpft. Was erregt die Massilier? Der Kaiser hat seit der Heimkehr noch nicht gesprochen; aus Marokko kam keine aufrüttelnde Botschaft; und aus dem pariser Generalstreik ist nichts geworden. Irrendwas liegt aber in der Luft. Was? Der Forscher erlaucht's. „Le Zeppelin“, „la Zepeline“: so schwirrt's um alle Tische. Das also. Seit gestern fährt der schwäbische Graf durch die Luft; hat Straßburgs Münsterstürze schon hinter sich und schwebt jetzt vielleicht über der Vendomesäule. Nein: er ist umgekehrt, nachdem ein kleiner Defekt ihn zu kurzer Landung gezwungen hatte; daher bis nach Paris wolle, war ein Boulevardmärchen. Doch eine Recordfahrt. Und nur eine Probe. „Baßtauf: wenn Clemenceaus gekrönter Freund in den Taunus kommt, wird ihm das Luftschiff in voller Fahrt gezeigt, die Leichtigkeit der Landung vor's Auge gerückt und von der Höhe her ohne Worte die Frage gestellt, ob England jetzt noch eine Iniel sei. Das Schauspiel kann ihm die marienbader Kur verderben. Wozu hilft die Entente, wogegen schützt das Netzwerk der Verträge, wenn Deutschlands Luftflotte eine Armee über den Kanal werfen und London mit Dynamit in Brand stecken kann? Daß die Deutschen uns auch da überholt haben sollen, klingt wie die schmähslichste Chamade. Den Ruhm unserer Aero-

nautik dürften sie nicht antasteten. Die Patres Lana und Guzman, deren Ballonerfindungen am Ende des siebenzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gepriesen wurden, waren zwar nicht Franzosen, doch Lateiner. Die erste praktische Leistung hatte die Welt den Brüdern Montgolfier, Etienne und Michel, zu danken, die aus unserer Ardèche kamen. Lest ihre Mémoires sur la machine aérostatique. Paris und Versailles haben das Schiff in der Luft bewundert, Louis und Marie Antoinette den Erfindern huldvoll zugelächelt. Wer weiß, was aus der Montgolfière geworden wäre, wenn der Sturm der Revolution die Brüder nicht aus den Lüften auf die Erde geschleucht und die Oberschicht weggefegt hätte, die zur Förderung so schwieriger Experimente geeignet war! Um die selbe Zeit (fast auf den Tag ist's fünf Vierteljahrhunderte her) ließ der Physiker Charles auf dem Marsfeld einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen. Damals waren wir Allen voran. Pilâtre de Rozier fuhr auf der Montgolfière weiter als ihre Erfinder und wäre über Boulogne hinausgekommen, wenn sein Ballon, dessen Mechanismus inzwischen nach den Erfahrungen der Charlière ergänzt worden war, nicht verbrannt wäre. Blanchard kam 1785 mit seinem Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsundsechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm) vom Aeronautenschicksal ereilt. Alle Franzosen. Charles aus Beaugency, Pilâtre aus Mey, Blanchard aus dem Departement Eure. So ist's geblieben. Biot, Gay-Lussac, Sivel, Tiffandier, Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy. Bei uns ist der Fallschirm erfunden worden. Wir hatten (schon 1794) die erste Luftschiffercompagnie; die Bonapartes Ungeduld zu früh auflöste. Renards Ballon hatte zuerst das Sigarrenformat, mit dem die Deutschen sich jetzt brüsten. Trotz Alledem: überflügelt; und wieder von einem Patrouillereiter des Kaisers. Unsere Leistung ist vergessen und nur von Zeppelin noch die Rede. Hält er sich vierundzwanzig Stunden ohne Pause in der Luft, dann wird sein Aluminiumschiff (Schwarz, hatte schon vor elf Jahren eins) Reichseigenthum und der Winter bringt eine Luftflottenvorlage. Zeitungsjungen heulen heran. „La catastrophe du Zeppelin! Demandez le Soleil du Midi!“ Ein Blatt, dessen Glaubwürdigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Dennoch reißt man den Lummeln jetzt aus der schweißigen Hand. Und liest, das Luftschiff sei von einer Gewitterbö gepackt und entankert worden und gleich danach verbrannt. Das hätten die Nachbarn nun von ihrem Geyrahl; nach solcher Blamage würden sie sich auf diesem Gebiet wenigstens vor Wettkämpfen künftig wohl hüten. Jeder möchte es gern glauben; Keiner wagt's. Ein schlau erfonnener Kniff; die Provinzzeitung will ihren Absatz steigern und hascht

nach der stärksten Sensation. Wenns wahr wäre! Dann hätten wir von Havas längst einen Bericht. Vielleicht kommt er noch; abwarten. Nach Zehn häuft sich vor den Kiosken die Menge. Wenns doch wahr wäre! In Aller Augen lauert die Hoffnung. Gegen Elf bringt ein Radler ein Bündel neuer Blätter. Entschnürt, fortirt: und schon vergriffen. Eine Minute lang ist's, als halte Alles den Athem an. Dann schwillt das Stimmenkonzert zum Fortissimo. Wahr also; wirklich wahr! Von dem Schiff, das den Deutschen ein zweites Sedan bereiten soll, ist nichts übrig als ein verholter Kumpf. Wer denkt da an Schlaf? In dickem Strom wälzt sich durch die Rue Roailles und aus dem Sicht gelst Weiberlachen, jauchzen Freudenrufe und Spottliedchen ins Ohr des dem Süden Fremden. Dort, an der Ecke, tauschen zwei halbwüchsigte Kaufmannsgehilfen den Bruderkuß. Da, vor der Maison Dorée, singt ein geschminktes Mägdelein, über dessen schlecht gefärbtem Haar ein Riesenhut wippt, den Bänkelfchoral von der Sainte Alliance entre la Russie et la France. Und drinnen erklärt der Kellner, während er den Hock abwischt, daß es gar nicht anders kommen konnte und er (ein Pariser aus Paris, Fräulein!) an diesem Ausgang nie gezweifelt habe. Niemals. Um Mitternacht glaubens Alle von sich. Der Alb drückt nicht mehr. In die Ballonschuppen, die sie heimlich in allen Grenzstädten gebaut haben (mindestens dreißig, stand in der Zeitung), mögen die Deutschen nun Sauertraut lagern. Oder, wenns ihnen Spaß macht, ihre unbrauchbaren Zeppelins. Wir sind wieder vornan und werden die Zeit, die uns bleibt, so nützen, daß Niemand uns je wieder vom ersten Platz wegdrängen kann. Marseille geht heute fröhlich zu Bett.

Solche Nachtstimmung (Paris und London haben sich weiser beherrscht als die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten) erlebten nur Wenige; ahnten aber Viele. Das erklärt, warum die Begeisterung plötzlich in so üppigen Farben aufblühte, wie der nüchterne Deutsche sie kaum je noch sah; warum Graf Ferdinand von Zeppelin ein paar Tage lang so populär war wie Keiner seit Bismarcks Zeit. Nicht als Erfinder. Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere der Menschheit Nüchlicheres geleistet. Für die moderne Kriegführung waren die Erfindungen und Kombinationen der Nordenfolt, Zedé, Romazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung der Aeronautik; das Unterseeboot hat sich bewährt und das Luftschiff unterliegt noch immer dem Wüthen der Elemente. Die revolutionirende Wirkung der Turbine kann weiter reichen als irgendeines Luftfahrzeuges. Und als Finder unbetretener Pfade hat Graf Zeppelin die Welt nicht verblüfft. Ein anderer Graf, der Franzose De la Vaulx, ist von

Paris, Verdon und Elias sind von Berlin durch die Luft nach Südrussland gefahren. Giffard erfann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lôme das Pallonet; Bölsfert den Daimler-Motor; Schwarz die Aluminiumhülle. Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Doch das Problem der Lenkbarkeit galt schon einmal als gelöst: nach den ersten Aufstiegen des von Renard und Krebs in Cigarrenform gebauten Ballons. Daß auch der konstanzener Graf es nicht gelöst, eine Sicherung gegen atmosphärische Gefahren nicht gefunden habe, konnte man bis in diesen Sommer hinein von den Sachverständigsten hören. Noch im Juli, nach der zwölfstündigen Fahrt, war von Enthusiasmus nichts zu spüren. Am achten Juli wurde der Graf siebenzig Jahre alt. Die zur Förderung seiner Versuche gegründete Aktiengesellschaft war in Liquidation. Für die Dauer dieses Lebens nicht mehr viel zu hoffen. Und als nach dem Geburtstag eine Woche vergangen war, hing der Zeppelin Nr. 4 mit zerbrochenem Höhensteuer an dem Floßschuppen im Bodensee. Dann kam die Probe für die vierundzwanzigstündige Fahrt, die das Reich vor der Abnahme des Luftschiffes gefordert hatte. Aufstieg und Lenkbarkeit übertreffen die Erwartung. Wie ein Märchengebild schwebt das schöne Schiff über Erwins Kirche. Zweimal zwingen Schüden zur Landung; die, zum ersten Mal auf festem Boden, gelingt. Da verbrennt das Schiff: und wie auf einen Zauberschlag öffnen sich dem Grafen die Herzen; sogar die Taschen.

Hat die Persönlichkeit gesiegt? Die vermag Bewunderung zu erzwingen. Ein Mann aus altem Haus, dessen Söhne, weiß ihnen zu eng wurde, aus Mecklenburg nach Dänemark und Rußland, Preußen und Oesterreich, Hannover und Württemberg zogen. Zeppelins haben unter Fritz, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgekochten. Graf Ferdinand (vom württembergischen Zweig) hat 1863 in Amerika, 1866 in Böhmen Pulver gerochen und sich 1870 auf einem Patrouillerritt Lorber geholt. Edelmann und Soldat. Einer, der was gelernt, in Stuttgart das Polytechnikum, in Tübingen die Universität besucht und sich in der Welt nicht nur zum Vergnügen umgesehen hat. Das Muster des in alle Sättel gerechten deutschen Kavalleristen. Sein König (der nicht viel Personalauswahl hat) braucht ihn für die Diplomatie: und der Graf vertritt Württemberg anständig im Bundesrath. Als er des Amtes ledig ist, widmet er sich mit Jünglingsbeifer dem Luftschiffbau. Nimmt als Generallieutenant seinen Abschied und steigt 1900, ein Zweiundsechzigjähriger, von Ranzell aus kühn zum ersten Mal himmelan. Seitdem ruht er nicht. Zwei Kanzler und zwei Staatssekretäre weigern ihm

die erhoffte Reichssubvention. Der Kaiser dankt ihm nach den ersten Versuchen mit einem hohen Orden und einem huldvollen Handschreiben; kommt nachher aber zu der Ueberzeugung, daß aus dem „starrten System“ Zeppelins nichts Rechtes werden könne, und wehrt jeden Versuch ab, vor seinem Ohr den Grafen zu rühmen. An Schwarzenb Aluminiumschiff, das der Anprall bei der Landung zerstörte, hat man ja gesehen, wie gefährlich die Starrheit ist. Halbstarr oder unstarr: so lautet die Losung; solche in der Form veränderliche, rasch zu füllende und zu leerende Ballons sind leichter zu lenken und zu transportiren, billiger und zu militärischer Aufklärung geeigneter als die Riesenlasten mit Aluminiumgitter und Stoffüberzug. Auch wünscht man „oben“ nicht, daß von der Motorluftschiffahrt allzu viel Lärm gemacht werde. Der könnte die Agitation für die Flotte stören; und daß dieser Agitation, deren Wirkung zwar die Riffen, aber nicht die Relation des britischen und des deutschen Seemachtstatus zu ändern vermöchte, ein großer Theil der Schuld an unserer Vereinsamung zuzuschreiben ist, wird noch nicht eingesehen. Graf Ferdinand wankt nicht. Läßt sich durch keine Enttäuschung den Muth des Gläubigen rauben. Eigenes Vermögen, Aktiengesellschaft, Lotterie: was vorwärts helfen kann, muß versucht werden. *Pro patria*. Amerika bietet für seine Erfindung eine stattliche Summe; er lehnt ab: denn er will für sein Vaterland arbeiten, nicht für Fremde. Mit zäher Emsigkeit ist er am Werk. Ein Adeltiger ohne Vorurtheil. Unter seinen Arbeitern fühlt er sich heimisch. Vier Luftschiffe baut er. Eines Tages, denkt er, müssen Die in Berlin einsehen, was ich ihnen leiste. Wird er den Tag erleben? Fast vierhundert Kilometer durchfährt er; ist, zwischen Bodensee und Vierwaldstättersee, zwölf Stunden ohne Pause unterwegs. Der Kronprinz telegraphirt ihm: „Halte Ihnen nach wie vor die Stange!“ Weil unter dem Glückwunsch der Name Wilhelm steht, glaubt der Graf, die Depesche komme vom Kaiser (der ihm doch nie die Stange gehalten, sondern den Sinn für die Nothwendigkeiten der Praxis abgesprochen hat), und dankt der Majestät in den Kurialien tiefster Untertänigkeit. Aber die Reichsbehörden heißen das Doppelte des am ersten Julitag Geleisteten. Die schwerere Aufgabe schreckt den alten Reitersmann nicht. Beim ersten Versuch wird der Kühlapparat schadhast; das Luftschiff kann während der Reparatur nur einen seiner Motore benutzen und kehrt nach Friedrichshafen zurück, um den ausgeworfenen Ballast zu ersetzen. Am nächsten Tag bricht das Höhensteuer. Die seit der Schweizerfahrt gestiegene Hoffnung sinkt wieder. Nicht des Bauherrn. Dem war 1906 ein Schiff vernichtet, 1907 der Werftschuppen zerstört und das dort gedockte Schiff arg beschädigt worden: und er blieb getrost. Auch jetzt. Am

vierten Augustmorgen versucht es wieder; und diesmal scheint Fortuna dem Kühnen zu lächeln. Trotz zweimaligem Zwang zur Landung wird die Fahrt zum Triumphzug. Gleitet ein Wirklichkeit gewordener Kindertraum dem Auge vorüber? In Verzücung folgt der Blick dem schwebenden Wunder, dem selbst die hemmunglose Traumkunst nicht solche Vereinigung von Größe und Grazie erdichtet hat. Dehnen die Grenzen der Menschheit sich bis in den Himmelsbereich? Glocken läuten, Fahnen wehen, Böller krachen; aus tausend Kehlen jubelt's zu dem Luftbeherrscher empor. Er hat's noch erlebt. Vorgestern ein höhensüchtiger Narr; gestern ein des Lobes würdiger Anreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kann; heute der Messias. Der Bringer des Heils. Daß es vor ihm Luftschiffer gab, neben ihm Barseval und Groß, Lebaudy und Santos-Dumont wirken, ist vergessen. Zeppelin allein ist des Sieges, der Zukunft Bürge. Bermag Eduards Inselreich uns jetzt noch zu widerstehen? Darf es wagen, uns ringsum neue Feindschaft zu werben? Vom Himmel her würde der Germanenzorn sein Recht, seine Rache holen. Schon lieft man, den Franzosen sei ein zweites Sedan verloren, den Briten eine unvergeßliche Lektion erteilt. Lieft, daß Deutschland im Verlauf von zwei Jahren zwölftausend Aluminiumluftschiffe bauen und auf dieser Flotte sechshunderttausend Mann nach Dover oder Portsmouth bringen könne. Ein Taumel rast durchs Land. Jeder möchte den Erlöser sehen. Um ihm näher zu sein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, keuchen müde Frauen auf Dächer und Kirchtürme. Von der Maas bis an die Memel dröhnt die Freudenbotschaft von dem deutschen Sieg.

Noch ist's nicht Inbrunst. Eine Gluth, die aus Papierballen aufspraselt und rasch wieder verglimmt. Freude an der Neuheit, die das Alte überleuchtet. Wenn gedruckt würde, Graf Zeppelin habe zwar gezeigt, daß er auf harter Erde landen könne, den Abnahmebedingungen aber, da er zweimal zu Reparaturen herunter mußte, wieder nicht genügt, sähen wir die Begeisterung wohl ebbn. Die Sachverständigsten haben gewarnt. „Auch Nr. 4 hält sich nicht vierundzwanzig Stunden oben; und durch die Mißachtung atmosphärischer Launen kann schlimmes Unheil entstehen.“ Sprach Prophetengeist so? Nach der Landung in Echterdingen wird das Schiff auf dem Feld verankert und zum Anseilen und Halten Militär herangeholt. Drin arbeiten Daimlers Leute. Der Graf ist nach Stuttgart gefahren, um sich mit einem guten Mahl für die Weiterreise zu stärken. Daß es auf dem Ankerplatz an Seilen fehlt, wird bedauert; schadet schließlich aber nicht. Da naht die Gewitterbö, wirft das Schiff auf die Breitseite, hebt es vom Boden und zerrt es so wild hin und her, daß die Pfähle brechen, die Seile reißen, die Mannschaft den hundert-

zwanzig Meter langen Körper nicht zu halten vermag. Tausende sehens entsetzt; recken die Arme und möchten das Schiff umfassen. Unmöglich. Wird es entfliegen, wie Andréas Ballon, die „Patrie“ und der „Nulli secundus“? Nein. Ein Knall, als sei die Erdkruste geborsten; eine Feuersäule, als wolle der Höllenfürst einem Liebling ein Denkmal setzen; nach drei, vier Minuten rauchen Trümmer, wo vorher das Gebild aus Menschenhand seine Metallglieder in stolzer Lebensfreude zu regen schien. Wer jagt dem Grafen? Schon jagt Einer der Stadt zu. Schon steht der Greis am Grab seiner Arbeit. Nicht seiner Hoffnung. Als sei er ins Hirn gehauen: so hat er nach der Meldung mit den Händen die wunde Schädeldecke betastet. Selten ward einem Menschen so ungeheures Erlebnis; war einer dem Weltgeist so nah. Höchster Triumph und zer splitternder Sturz ins knappe Maß einer Stunde gezwängt. Fkaros, den eines Gottes Eifersucht empfinden lehrt, daß nur Wachs, in der Sonnennähe zertropfendes, ihm die Flügel an den Rumpf geklebt hat. „Der Freude folgt sogleich grimme Pein“: seufzen Faust und Helena, als das itarische Schicksal den Knaben Euphorion hinrafft. Faust! Ebenbild der Gottheit und nun furchsam weggekrümmter Wurm? In solche Tiefe darf der deutsche Graf, der Krieger und Volkenthronwerber nicht sinken. Schneebleich steht er; wehrt die Trostversuche ab, die heiseren Rufe, die wie ein Köheln aus rauhem Schlund steigen und so gern doch einem Zauchzen gleichen Mit siebzig Jahren ein neuer Anfang. Jammer vertrödelt nur Zeit. Die Sehnen des Alten straffen sich. Und aus seinem Blick leuchtet ein Gelöbniß.

Wenn gel'ngt es? Trübe Frage,
Der das Schicksal sich verammmt,
Wenn am unglücklichsten Tage
Blutend alles Gott verammmt.
Doch erziehet neue Lieder,
Sieht nicht länger tief gebugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie erzeugt.

Der selbe Tag gebiert dem Grafen Zeppelin das dritte Heroenerlebnis. Sturz? Nein: Vergottung. Kam er in seinem Wunderkahn vom Bodensee nicht bis nach Mainz, vom Goldenen Mainz nicht nach Stuttgart? Eine Leistung, der keine ähnelt. Daß auf dem echterdinger Feld das Fahrzeug verbrannte, war ein Zufall, den kein Menschenauge vorhersehen, kein Menschenhirn abwenden konnte. Ein letzter Versuch der Elementargewalten, in eifernder Nachsicht den Meister zu strafen. Für die ganze Menschheit steht der Mächtige, um die Frucht genialischen Fleißes gebracht nun; leidet für sie; und muß

ihrer Mitleidens belebenden Hauch drum auch spüren. Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller Herzen, schmilzt die Eistrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem Kalten Wall. Der Kaiser, der sieben Jahre lang spröde blieb, spricht große Worte. „Ich und ganz Deutschland glaubten, allen Anlaß zu haben, Sie jetzt zum Abschluß Ihrer Epoche machenden großartigen Leistung beglückwünschen zu können. Immerhin bleibt der erzielte Erfolg im höchsten Grade anzuerkennen und muß Sie über das erfahrene Unglück trösten.“ Der Graf denkt anders; er antwortet: „Eurer Majestät allergnädigster Trostspruch verwandelt Trauer in Freude. Allerunterthänigsten bewegten Dank dafür! Mit Begeisterung werde ich mich Eurer Majestät und des deutschen Volkes Auftrag zum Weiterbauen unterziehen.“ Solcher Auftrag war in der Depeche nicht angedeutet, die Trauer in Freude zu wandeln vermochte. Bundesfürsten und Würdenträger spenden Trost und Lob in sprudelnder Fülle. Herr von Wildenbruch stößt ins Horn. „Das Werk, das ungeheure, das Menschengestalt ersann, mit dem er sich zum Gebieter des Stoffes, zum Bezwinger alles Dessen machte, was Menschenkräfte lähmt, zum Ueberwinder der Trägheit, zum Beschämer des Reides, zum Ueberzeuger des Zweifels, es ist dahin. Alles scheint verloren; und in Wahrheit ist nichts verloren; denn das Werk ist hin, die äußere Erscheinung der That, — die That selbst gehört zu denen, die, einmal ins Leben gerufen, nie wieder untergehen. Großes ging verloren (Großes oder nichts?), Größeres blieb erhalten: der Erzeuger des Gedankens, der herrliche Mensch gehört uns noch. Graf Zeppelin ist unverletzt. Unverletzt am Leibe, aber, so meine ich, nicht unverletzt in der Seele; und Dem muß abgeholfen werden! Wenn solche Seelen leiden, leidet die ganze Menschheit mit; eine Stunde der Muthlosigkeit in solcher Seele bedeutet einen Verlust für das ganze Land. Darum, daß er wieder zur Heldenkraft auferstehe, dieser Held, daß er wieder zur That greife, dieser Mann der That: dazu kommt, dazu thut, dazu helfst, Ihr Alle, die Ihr stolz darauf seid, daß er Blut von unserem Blut, Art von unserer Art, daß er ein Deutscher ist, wie wir! Laßt uns zusammenstehen, alle Deutschen, Alt und Jung und Groß und Klein und Mann und Weib, zu einer großen, gemeinsamen, nationalen That! Laßt uns Zeppelin helfen!“ Der Kaiser meint, nur das Bewußtsein des Errungenen könne den Greis über das Mißgeschick hinwegtrösten. Der Sänger sieht in dem Werk eine Gipfelleistung, in dessen Schöpfer, trotz dem Heldentitel, eine Memme, die der Verlust muthlos macht und deren Weh aus dem Geldpunkt zu kuriren ist, und in der Aufbringung eines Unterstützungsfonds eine nationale That. Sein Wortschwall verhallt. Schon ist, während eine Sonne auf und nieder stieg, eine Million gezeichnet worden. Haben Arme ihre Spargroschen aus der Büchse geholt. Hat

das Reich den für das Schiff vereinbarten Preis bezahlt. Wer denkt noch an die Abnahmebedingungen? Fürsten und Städte, Körperschaften und Schulkinder, Banken und Handwerkstätten bieten Beiträge an. Der Paktolos strömt in den Bodensee. Aus neugieriger Bewunderung ist nun erst Inbrunst geworden.

Die Volkspheantasie hat mitgewirkt. Den Deutschen Flügel erträumt und im Morgengraun dann gewähnt, sie seien dem Schulterblatt angewachsen. Kann das Luftschiff je ein Verkehrsmittel werden? Nein, spricht der Sachverständige; für den reichen Liebhaber vielleicht, doch nie für die Masse. Denn dieses Vehikel wird stets theuer und gefährlich bleiben. So, heißt die Antwort, habt Ihr allzu Weisen immer geredet. Eisenbahn und Dampfschiff, Fahrrad und Automobil: Alles sollte nur für blasirte Bergnüglinge sein; und Alles befördert jetzt Massen und Massengüter. Hielt nicht Stephan selbst das Telephon für ein Millionärspielzeug? Sträubte nicht Ragler, sein Ahnherr im Postamt, gegen die Dampfbahn sich wie gegen Herrenkunstwerk? In verqualmten, rüttelnden Sitzkasten, wo abends ein Dellämpchen blakte, fing es an; als „Mein Leopold“ die Berliner ins Wallnertheater lockte, galt eine Fahrt auf der Anhalter Bahn noch als ein Wagemuth, bei dem man Kopf und Kragen riskirte und das der Possenschreiber bespöttelte. Jetzt fahren wir über Felder und Gebirg, durch überfüllte Straßen und überpflasterte Erdschachte in bequemen Wagen, die wie auf Gummi gleiten und nachts so gut beleuchtet sind, daß man sitzend oder liegend lesen kann; und die Tariffäße sind niedriger, als je zu ahnen war. Kosten und Gefahren haben sich rasch verringert. So wirds auch mit dem Luftschiff werden. Zuerst eine Häufung von Unfällen, wie bisher seit den Tagen der Montgolfiers; Erfahrung, Gewöhnung macht's, nach Zeppelins Wort, allmählich zu „einem der im Betrieb sichersten Fahrzeuge“. Diese Hoffnung schwingt mit; ist der Klöppel, der aus dem Glockenmantel den Lobgesang klopft. Schmolz ernicht unter dem Wink der echterdingen Feuerfäule? Daß wir die Erd feste schneller durchschreiten, miniren und in Eisen schienen lernten, daß wir Maschinenhäuser erfanden, die uns rasch über Wasserflächen an neue Ufer trugen, war durch natürliche Noth geboten. Die Sehnsucht nach fernen Ländern, das Bedürfnis, Wissen und Waaren mit ihnen zu tauschen und aus armem Vaterland die darbende Brut in reicheres Kinderland zu tragen, wob Faustens Zaubermantel. Der Erdgeist wirkte ihn am tausenden Webstuhl der Zeit. Ist damit verbürgt, daß wir Eitlen nun auch straflos den Himmelskörpern nahen und in Welträume aufsteigen dürfen, wo unser Planet im Gewimmel ein winziger Wanderer ist? Daß die Massenmode bald empfehlen wird, im Ballon, statt auf stählernem Gleis über Zoffen oder Elsterwerda, ins Paradies der Weihnachtstollen zu reisen? Die Sachkundigsten

schütteln den Kopf. „Starus! Starus! Jammer genug!“ Viel weiter sind wir auf dem Weg, der an dieses Ziel führen soll, in Jahrhunderten jedenfalls nicht gekommen. Wölferts Luftschiff explodirte beim Ausstieg und tötete den Erbauer. Schwarz war schon tot, als sein starrer Kahn bei der Landung zerstört wurde. Von André, dem Nordpolsucher, kam uns nie eine Kunde. Die „Patrie“ wurde von Wirbelwinden entführt und ließ in Irland, als letztes Erinnerungszeichen, eine Riesenschraube mit Zubehör fallen. Der britische „Nulli secundus“ zerbröckelte über der Paulskathedrale. Ein deutscher Militärballon wurde neulich erst in die Höhe gerissen, aus der Form gerent und im Grunewald freundlich dann von Baumwipfeln umfassen. Und Zeppelin? Wie oft hat die gemeine Wirklichkeit seine Hoffnung vernichtet! Denkt an Nr. 2 und an Nr. 4. „Kinderkrankheiten. Das kennen wir schon. Solche Schwierigkeit räumt die Erfahrung schnell fort.“ Der vom Mißgeschick so grausam Verfolgte wird von den Landsleuten als der Bringer neuen Heils gefeiert. Als der Pfadfinder zu neuer Kultur gar, die Alles bald, Alles wenden wird.

Noch ein anderer Wunsch hängt sich an den Glockenstrang. Das Luftschiff erobert uns auf dem Erdball den ersten Platz. So hört man flüstern. (Leider nicht nur flüstern. Der vom Kronprinzen unterzeichnete Ausruf des Reichskomitees schließt mit dem Satz: „Wir müssen den einmal gewonnenen Vorsprung im Kampf um die Beherrschung des Luftmeeres unter allen Umständen behaupten.“ Mit einem Satz, den der Politiker lieber vermiedte. Muß denn, auch vor fremden Horchern, jeder halbflügge Gedanke in prunkhafte Worthüllen gekleidet, immer der Fehlerwiederholt werden, der unseren Flottenbau zu lautem Aergerniß machte? Ein Vorsprung, von dem man nicht spricht, ist uns Doppelte mehr werth als ein ausgeschriener. Wer herrschen will, muß, im Kreis neidischer Nachbarn, schweigen können.) Spät kamen wir und sind nun dennoch vornan. Schon im Heer des Generals Bonaparte gab es *aérostiers*; jetzt ist unsere Luftschifferabtheilung als die beste anerkannt. In Zeppelins Kahn sind mindestens fünfzig Soldaten unterzubringen. Bald auch Kanonen. Und wenn aus der Gondel Dynamit in Städte und offene Lager geworfen wird, werden die Feinde das Beten lernen. Solche Verheißung schmeichelt sich geschwind ein. Ist die Erfüllung nah? Zeppelins große Kähne brauchen Vergehallen; an den Grenzen und Küsten müssen also Luftschiffhäfen geschaffen werden. Wenn der Hafen nicht schnell genug erreichbar ist? Auf freiem Feld können diese Schiffe mit ihrer breiten Windangriffsläche nur bei ganz ruhigem Wetter landen und liegen. Verankerung von zuverlässiger Festigkeit ist nicht überall möglich. Der Zwang, eines Schadens wegen in Feinbesland niederzukommen, brächte sicheren Untergang. Nr. 4 hat bewiesen,

daß er das von der Pflicht zu strategischem Aufklärungsdienst Geforderte leisten kann. Den Aufmarsch des Feindes beobachten und feststellen, wo und wie für die einzelnen Truppentheile wirksame Verwendung zu finden ist. Im Seekrieg die Blagordnung der Geschwader und GefechtsEinheiten erkunden. Wie aber bringt er das Erspähte zur Kenntniß der unten Kommandirenden? Seine Fähigkeit zu funktelegraphischem Verkehr ist noch nicht erprobt. Auch seine eigene Sicherung noch nicht. Er hat Gas, Benzin, Explosionmotore an Bord; bei atmosphärischen Störungen wird solche Fracht leicht zum Verhängniß. Nun soll noch Dynamit in die Gondel. Ob es nicht auf dem Weg durch die Luft explodiren, obs unten beträchtlichen Schaden stiften würde, ist nicht gewiß; wahrscheinlich, daß der Sprengstoff einstweilen den Ballon mehr als den Angriffsgegenstand bedrohen würde. Lange werden die Feinde der Luftschiffahrt sich von ihr nicht überholen lassen. Bald wird man die Rähne recht flink hrunterschießen. Das kann immerhin eher gelingen als der Versuch, aus einem durch die Luft eilenden Motorboot ein schwimmendes Ziel zu treffen; aus einer Höhe von wenigstens fünfzehnhundert Meter. So hoch hinauf müssen die Ballons, um vor Artilleriefener halbwegs geschützt zu sein. Ist durch die schärfsten Gläser von da aus noch genaue Beobachtung des Feindes möglich? Eine Zündpatrone, die an der richtigen Stelle einschlägt, vermag das Leben des mit so explosibler Fracht beladenen Schiffes zu enden. Die Bomben, die 1812 die Russen, 1849 die Oesterreicher aus Ballons warfen, sind unwirksam verknattert. An Zeppelins lenkbares Riesenschiff war damals freilich noch nicht zu denken. Das aber ist, nach der Ueberzeugung der militärischen Gutachter, nur da brauchbar, wo ihm Häfen oder Landstellen bereitet sind; und nur für die Zwecke des strategischen Fernspäherdienstes. Für taktische Aufgaben im Engeren ist der starre, schwer zu befördernde Körper nicht geeignet; die fordern leicht zu füllende und mühelos zu transportirende Ballons, denen die Landung und das Lagern nirgends schwer wird. Bis übermorgen erobert Zeppelins System uns auf dem Erdball noch nicht den ersten Blaz.

Auch nicht, wenn es im Wesentlichen rasch noch verbessert wird. Nicht allein vom Genie des Erfinders. Der Geheime Baurath Dr. Ing. Emil Rathenau, dem nur der in der Entwicklungsgeschichte deutscher Kraft- und Licht-Industrie völlig Fremde das Techniker-genie absprechen wird, hat öffentlich empfohlen, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuh zu gesellen. Auch gescheite Männer haben im Sammelfieberausch den Vorschlag mißverstanden; den Eingriff einer verstaubten Bureaukratenhand zu spüren gewöhnt, die das stürmende Temperament der großen Persönlichkeit sacht ins Schreibstuentempo zügeln wolle. Das war nicht die Absicht.

(An Temperament nimmts, nebenbei bemerkt, der auch fast siebenzigjährige Kapitän der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft wohl mit dem jüngsten Junker auf.) Noch weniger, den Grafen etwa an der freien Verwendung der Summen zu hindern, die ihm die Fluth jetzt ins Schwabenheim geschwemmt hat. Wie er damit schalten will, ist seine Sache; und würde er die Millionen in den Bodensee, um mit dem Opfer des Hortes, wie der Tyrann von Samos mit seines Ringes, feindliche Gewalten zu schwichtigen: sein Recht wärs, das Keiner ihm kürzen dürfte. Die Spender heischen weder Quittung noch Abrechnung; sie haben auf ihre Weise für uneigennützig Vollbrachtes gedankt. Doch der Graf hat vor dem Ohr aller Völker gesagt, in Zustimmung und Spende sehe er den Beweis, daß Deutschland an sein System glaube. „Der eine Wille beherrscht Alle, Hoch und Nieder, Alt und Jung: Alle verlangen, daß ich, ungebeugt durch den harten Schicksalsschlag, dem Vaterland neue Luftschiife bauen soll, und Alle spenden an Mitteln, was in ihren Kräften steht. Meine Wehmuth ist in stolzes Glücksgefühl gewandelt und mit gerührtem Dank und freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der Nation gewordenen Auftrag zum Weiterbauen. Zur Sammlung der für einen Luftschiifneubau einkommenden Spenden habe ich die Allgemeine Rentenanstalt in Stuttgart bestimmt, bei welcher eine besondere Rechnung unter dem Titel „Nationaler Luftschiifbaufonds für Graf Zeppelin“ geführt werden wird.“ Schöne Worte eines nicht ohne Zug Stolzen. Aber: „Auftrag von der Nation“; „nationaler Luftschiifbaufonds.“ Solche Worte sind Ketten und binden das Reich. Graf Zeppelin war, mit einem Schwärmerfährlein, bis jetzt vereinsamt. Den Sachverständigsten ein Dilettant von genialischem Wollen und Können. Ein Mann, der sich erst im fünf und fünfzigsten Lebensjahr, als Reiterführer z. D., ernsthaft mit technischen Problemen beschäftigt, ganz Ungewöhnliches geleistet, den Kleinkram moderner Konstrukteurkunst aber nie meistern gelernt hat und mit eigenfinnigem Bewußtsein auf der spät erst erkletterten Stufe stehen geblieben ist. So sahen sie ihn (der Late wiederholt nur ein beinahe einstimmig gefälltes Expertenurtheil); und freuten sich, trotz all seinen Weisensmängeln, des muthig schöpferischen Greises. Daß er ans verheißene Ziel kommen werde, glaubten sie nicht; dankten ihm aber für Anregung und Förderung aller Art. Da sein Luftschiif ihnen, die halb starre und unstarre Ballons vorzogen, nur für bestimmte Zwecke brauchbar schien, stellten sie strenge Abnahmebedingungen. Denen bis heute nicht genügt werden konnte. Die echterdinge Explosion war ihnen kein Zufall, kein accident, sondern die unvermeidbare, vorausgesehene Folge eines gefährlichen Systems; so wenig Zufall wie die Versäumnis eines Industrieherrn, der seine Fabriken und Zechen nicht gegen Wetterschläge ge-

schützt, eines Bankleiters, der mit nie schwindender Geldfülle gerechnet hat. Das Luftschiff mußte landen, mußte auf freiem Feld lagern: daß es da, ohne die nothwendigste meteorologische Aufklärung, ohne zureichende Anker- und Vorrichtungen, verbrannte, ist nicht mit dem Hinweis auf „unerwartet aufgetretene elementare Gewalten“ entschuldigt. Gewitterböen sind nicht gar so selten; und dem Meister der Technik darf kein bekannter Vorgang unerwartet nahen. Daß auf steiniger Straße drei Schläuche plagen können, muß der Chauffeur voraussehen; und wissen, daß sein Gefährt untauglich ist, wenn er nicht an jeder von Befehl oder Noth angewiesenen Stelle bei jedem Wetter in Sicherheit zu bergen vermag. Graf Zeppelin hats nicht vermocht. Ihn allein traf die schmerzende Strafe; wie nur ihn der Menge Zauchzen gekrönt hatte. Fortan ist's anders. Als den Luftschiffbaumeister des deutschen Volkes sieht ihn das Auge der Welt; als den einzigen, der von der Nation einen Auftrag hat. Dem so Privilegirten sollten die besten Berather nicht willkommen sein? Techniker, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallsfadenslampe vorgeschritten sind, jedes Nädchen und jede Nietmöglichkeit genau zu schätzen, zu nützen wissen und klarer als der genialere Kopf erkennen, wie man modern, haltbar und billig baut? Der Rauch rüth stets schlecht. Ruchterner Sinn wird dem alten Herrn Rathenau dafür danken, daß er den Muth zu einem Vorschlag fand, der zunächst mißfallen mußte. Ist von den Trunkenen Einer gewiß, daß dem nächsten Schiff des Grafen, selbst wenn der Greis die Vollendung in rüstiger Kraft erlebt, ein minder düsteres Schicksal beschieden ist? Nein? Dann mag er bedenken, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre.

Und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Laumel nie einen Messias. Das kann sich nur selbst erlösen, mit dem ganzen Aufgebot männlicher Kraft. Ist es dazu entschlossen? Aus dem Gluthstrom, der den kalten Wall überströmte, ist auch anderer Gehalt zu schöpfen als das Thränen Salz, das feuchten Augen die Freude an schönem Tiefblau gewährte. Das Mißgeschick eines deutschen Mannes ward in der Fremde, leise oder laut, als ein Glückfall gerühmt. Aus dem Schoß der Volkheit kam die Antwort: „Vor dem Mann steht die Nation. Ob seine Arbeit meisterlich oder mangelhaft war: wir lohnen sie ihm; und verlieren über diese armselige Geldgeschichte kein Wort mehr. Stehen hier nur, um Euch ruhig zu sagen, daß kein Friedenstrug uns noch täuscht, keine ungebührliche Zumuthung uns je wieder zum Weichen bringt; daß wir wissen, was uns zugedacht ist, und Alles dran setzen werden, um in der Stunde aufgedrungener Abrechnung Jedem den ganzen gehäuften Betrag heimzahlen zu können.“

Chaos der Kindheit.

Es ist selten, daß eine künstlerische Individualität sich erst dann der Öffentlichkeit erschließt, wenn sie ausgereifte Früchte ihres Könnens darbietet. Das junge Talent spürt in der Ehrlichkeit, mit der es schafft, schon alle Berechtigung, vom Publikum beachtet zu werden; und das Publikum hat die ideale Aufgabe, ein junges Talent auf seine Ehrlichkeit, auf seine Ursprünglichkeit und seine Potenz zu prüfen und es zu ermutigen, sobald sich Hoffnung erweckende Qualitäten zeigen.

Ich schreibe über einen jungen Künstler, der sogar schon eine Theateraufführung hinter sich hat; dem aber dabei die verdiente Ermunterung durch das Publikum ausblieb. Im November wurde auf dem kleinen Theater des wiener Cabaret „Fledermaus“ einmal ein indisches Märchen „Das getupfte Ei“ (in Lichtbildern) von Oskar Kokoška gegeben. Nur wenige Leute waren gekommen; der Apparat, von den zitternden Fingern des Künstlers selbst geleitet, funktionirte nur stockend und die Leute, die sich amüsiren wollten, begannen, zu lachen, zu wipeln und zu schimpfen. So war es ein Mißerfolg; und eine Wiederholung der Aufführung unterblieb. Aber es hätte gar nicht viel guten Willen gebraucht, den Werth der Bilder zu erkennen: es war zwingende Poesie darinnen. Im Stil und in der bunten Farbe erinnerten die Figuren an orientalische Miniaturen, eben so wie an die Einfachheit alter Holzschnitte. Da sitzt einmal die Heldin der Geschichte, eine Tänzerin, auf einer Wiese und die Sterne gehen auf und drehen sich am Himmelsgewölbe. Oder ein Bild von ähnlich süßer Simplizität war: der Hirt wartet oben auf einer Gartenmauer, bis die Tänzerin vorbeikommt. Und da sah man zuerst einen Hirsch, dann einen Fuchs vorbeikommen, ehe die Ersehnte einhertritt. Dieses Motiv des Wartens namentlich war geeignet, darüber zu täuschen, daß das Märchen nicht indisch, sondern Dichtung des Malers Kokoška selber war: was sich eigentlich in dem ganzen poetischen Fluidum der Lichtbilder verricht.

Nun liegt von Oskar Kokoška ein Buch mit acht farbigen Blättern vor, das, unter dem Titel „Die träumenden Knaben“, im Verlag der Wiener Werkstätte erschienen ist. In der wiener Ausstellung der Klimt-Gruppe sind auch jetzt drei Entwürfe für Gobelins ausgestellt, menschliche Gestalten mit ekstatischem Ausdruck des Sehnsüchtigen und der Lust in den Bewegungen, um Meer und Klippen aufgethärt, die sich mit wunderlichen Gewächsen und Thieren wie tatarisch ausnehmen. Das harmlose Publikum war darüber entsetzt, das minder harmlose kam mit Ausdrücken wie „Sensationssucht“. An dem Buch aber möchte ich zeigen, daß hier ein starker Künstler schafft, wie er muß; daß diese seltsamen Formen eine innere Nothwendigkeit haben.

„Die träumenden Knaben“ sind die Revision der Kindheitseindrücke, die ein junger Künstler vornimmt. Daraus erklärt sich das vielfach Chaotische, das die Bilder in Gruppen zerfallen läßt; eine Häufung von Motiven und damit ein Zerplittern des Ganzen, eben der noch ungeordnete Besitz der jugendlichen Phantasie, eine Fülle, die durch orphische und dämonische Monologe die farbigen Träume auch dichterisch ausgestaltet:

„Was schläft Ihr, blaugelbeidete Männer, unter den Zweigen der dunklen
Nußbäume im Mondlicht?“

„Ihr milden Frauen, was quillt in Euren roten Mänteln, in den Leibern
die Erwartung verschlungener Glieder seit gestern und von je her?“

„Spürt Ihr die aufgeregte Wärme der gütigen, lauen Luft? Ich bin der
kreisende Wärmwolf.“

„Wenn die Abendglocke ertönt, (schleich) ich in Eure Gärten, in Eure Widen,
breche ich in Euren friedlichen Kraut!“

„Mein abgedämmter Körper mein mit Blut und Farbe erlöchter Körper
kriecht in Eure Laubbütten, schwärmt durch Eure Dörner, kriecht in Eure Seelen,
schwärt in Euren Leibern.“

„Aus der einsamsten Stille, vor Eurem Erwachen gestillt me'n Geheul.“

„Ich vergehe Euch, Männer, Frauen, halbwoche hörende Kinder, der ra-
sende, liebende Wärmwolf in Euch.“

Die innere Folge der orakelhaften, sehr bunten acht Blätter ist die, daß das erste eine süße kindliche Ouvertüre gibt: eine Märcheninselwelt, deren Klippen, Burg und Wildpark eine blonde Königstochter regiert. Und das letzte Blatt zeigt die qualvolle Einsamkeit zweier haloreifen Kinderleiber, die die bunte Welt nicht mehr empfinden in ihrer sehnsüchtigen Leerheit; nur noch die Gier nach einander schlägt brandroth zwischen ihnen auf, ihre Wünsche flattern ungestüm zu einander. Zwischen diesen Polen der Pubertät, der seligen Wunschlosigkeit und der Lebensgier, liegen Angst, schreckvolle Heimlichkeit, Abenteuerlust, Jdyllik.

Ein typisches, ein gesetzmäßiges Geschehen in der Seele wird also dargestellt. Daraus ergibt sich nothwendig die künstlerische Form: alles Sichtbare muß zum Ornament werden. Das ist, was auf den ersten Blick so primitiv erscheint, was an der Oberfläche an Bilderbogenstil, Holzschnittgroßheit, Schulkinderzeichnung gemahnt. Wunderlich gewendete Gliedmassen lassen den ganzen Körper erst unbeholfen und edig erscheinen: aber jede glückliche Ueberraschung des Lebens durch den Künstler bestrebt zuerst. Nicht nur den menschlichen Körper, Blumen und Bäume erblicken wir in diesen Bildern in ihrer abstrakten, in ihrer ornamentierten Eigenart dargestellt, Thiere in ihrer beslauferten Unbefangenheit hingezeichnet; die gefleckte Haut eines Fisches, das Fingermotiv einer Belaubung, das grüne Blattwerk am Stengel einer blauen Blume, das Sigen der Föhrenbüschel auf dem Ast, die Ruhe eines Thieres

im Grünen: eine Unmenge Details verkündet das reizende Erlebnis und überall hebt das Wesentliche sein ornamentalisiertes Gesicht heraus. Aber sobald nun der Eindruckswerth zum Ornament erhöht wird, muß für diese ganze Welt eine andere Perspektive geschaffen werden: der Raum selbst wird zum Ornament, nicht nur innerhalb des ganzen Bildumfangs, sondern auch im Detail; daß etwa eine kleine Landschaft, ein Dörfchen mit Brücken, ein Baum mit seiner Sphäre von der Umgebung abgegrenzt wird und selbst also mit seinem persönlichen Gesicht, mit der einen Farbe, die zur Bezeichnung des Wesenhaften genügt, zum Ornament wird. Eine solche Gruppe von Gegenständen ist dann auf dem Bild durch eine einfache feste Linie zusammengehörig gemacht; und mehr noch als durch eine feste Linie durch das geheimnißvolle Band, das künstlerische Kraft um alle Lebendige schließt und für das man keine Erklärung, und wäre sie die profundeste, und keinen Namen, und wäre er der heiligste, ersänne.

So gegenwartfremd, so großstadtfern, so exotisch diese ornamentirte Welt erscheint: der Künstler, der sie schuf, ist kein Träumer. Was er bisher gesehen hat, sah er mit der höchsten Aufmerksamkeit: mit jener, in der das künstlerische Schaffen schon einsetzt. Nach einer solchen höchst intensiven Revision der Kindheitseindrücke, wie sie das Buch „Die träumenden Knaben“ darstellt, müssen in seinem Talent die Manneseindrücke so stark und seine formende Fähigkeit so groß sein, daß sich für Koloschka keine edlere Aufgabe als die des Portraits denken ließe: das Wesenhafte eines Menschenantlitzes zu enthüllen.

Wien.

Max Mell.



Frühling in Wien.*)

Trara! Trara!
 Der Frühling ist da!
 Auf goldnen Trompetchen tuten
 Zwei winzige Englein
 Melodisch zart und rein
 Die wunderfame Weise;
 Sie blasen nur ganz leise,
 Doch laue Lüfte fluthen
 Und süßeln hinterdrein.

* *) Noch eine Probe aus Bergers neulich hier schon erwähnten Gedichten.

Es geht der Englein Reife
 Im hellen Mondenschein
 Aus fernem, schönem Süden
 Gen Norden ohn' Ermüden
 Auf einem Wölkchen klein;
 Das gleitet still im Blauen
 Und segelt gar geschwinde,
 Ein Schiffein vor dem Winde,
 Ins weiße Land hinein.
 Und wo des Wölkchens Schatten
 Streicht über Wald und Auen
 Und Wiesen, Flur und Matten,
 Da hebt es an zu thauen,
 Da rieselt und da rauscht es,
 Da athmets, flüßerts, plauscht es.
 Mit Sähnen, Nieszen, Strecken
 Thut Eins das Andre wecken,
 Da gucken aus den Decken
 Verschlafne grüne Köpfschen
 Und auf zum Himmel lauscht es
 Mit Wehrlein, schlanken, langen;
 An ihren Spitzen hangen
 Milchweiße, runde Tröpfchen:
 Das sind Schneeglöcklein;
 Die horchen auf die klaren,
 Goldreinen Lenzanfaren
 Mit seligem Erstaunen,
 Die im Vorüberfahren
 Die Engelein posaunen,
 Und stimmen gleich mit ein;
 Der heimlich holden Weise
 Antworten sie gar leise
 Mit ihrer Musika,
 Von unsichtbaren Chören
 Ein Klingen ist zu hören
 In Lüften fern und nah:
 Trara! Trara!
 Der Frühling ist schon da!

Und hat der Frühling erst bei Nacht
 Auf schenen Geistersohlen
 Sich in das Land gestohlen,
 Dann reißt er an sich schnell die Macht
 Und leuchtet bald in Sonnenpracht
 Als Herrscher unverhohlen.
 Und wo er im Triumphte naht,

Ein strahlend junger Kaiser,
 Da wehn schlohweiße Reiser,
 Da rollt sich über seinen Pfad
 Ein weicher Teppich, brennend grün,
 Da jubeln Vögel, Blumen blühen,
 Da lodert an der Straße Saum
 In grüner Flamme Busch und Baum
 Mit ihren Blüthen überschein
 Obstbäumchen ihn wie Jungfräulein,
 Goldregen quillt und glieder
 In Bächen auf ihn nieder;
 In farbiger Wolkenpracht entbrennt
 Sogar das blaue Firmament
 Und läßt zu seinem Preise
 Lenzdonner hallen leise.
 Wo giebt's auch einen zweiten Herrn,
 Der solchem König gleiche?
 Kein Ort ist ihm zu arm und fern
 In seinem weiten Reiche:
 Er sucht in seinem Siegeslauf
 In eigener Person ihn auf
 Und dankt gar lieb dem ärmsten Strauch,
 Der, wärs von kahlfster Felswand auch,
 Wo ewiges Eis schon blinket,
 Mit weißem Tüchlein winket.
 Wird Oestreichs edlem Herrscher doch
 In vielen Sprachen Lebehoch
 Gezubelt und gesungen;
 Des Frühling's Reich ist größer noch
 Und hat noch mehr der Jungen.
 Verstehet auch das Andre Keins,
 Ihn zu begrüßen sind sie Eins,
 Die vielen Millionen,
 Die, wo er waltet, wohnen!
 Erbrausend klingt es
 Im Wasserfall,
 Verblutend singt es
 Die Nachtigall,
 Das Fröschelein quakt es
 In Schilf und Schlamm,
 Der Waldspecht haßt es
 Am Fichtenstamm,
 Das Fischelein schnalzt es
 In Föhler Fluth,
 Der Spielhahn balzt es
 In Liebesgluth,

Die Mücke schwirrt es,
 Die Taube girt es,
 Die Stürme saufens
 Die Wälder braufens:
 Er ist da! Er ist da!
 Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist da!

Da winkt in tollem Uebermuth
 Der Frühling seinen Schaaren:
 „Nun wollen wir aber den Menschen ins Blut
 Und in tote Steine fahren!
 Dort grant sie, die alte Residenz
 Mit ihren Giebeln und Thürmen;
 Ich bin der Frühling, der singende Lenz,
 Und will mir die Hauptstadt erkürmen!“
 Von allen vier Ecken mit jauchzender Kraft
 Brichts ein in die Mauern und Quadern,
 Wie in Baum und Gebüsch der berauschte Saft,
 Rühret sich und pulstret in den Adern.
 Sie können nicht grünen, sie können nicht blühen,
 Die Menschlein, die armen, die blaffen,
 Doch Rosa und Lila, Blau, Weiß oder Grün
 Aufleuchtet auf Plätzen und Gassen.
 Als wimmelt und quöllt aus der Erde hervor
 Wie von wandelnden Blumen und Blüthen,
 Wogt reizender Köpfe und Köpfschen ein Flor,
 Umrandet von riesigen Hüten.
 Und überall jubelt und lacht es und singts,
 „Kräh, und schreit, und schreit,“
 Wie ein Hagel von Feuergeschossen dringts
 In Herzen und Höfe und Schlüfte.
 So erobert der Frühling, der funkelnde Held,
 Mit seinen trunknen Schwadronen
 Auch die Großstadt, die steinernde Menschenwelt,
 Um in ihr als Herrscher zu thronen.
 Und des grauen Steffel goldblitzendem Knauf,
 An dem die Wolken hinstreichen,
 Setzt er ein Kränzchen von Maiblumen auf
 Als blühendes Siegeszeichen!

Wien.

Alfred Freiherr von Berger.



Die verpaßte Gelegenheit.

Eine Drohung, die schon zur Zeit des letzten Niederganges 1902/03 in privaten Kreisen der reinen Walzwerke oft ausgesprochen wurde, hat jetzt ein Theil dieser Walzwerke unter Mithilfe einiger Martinwerke zur That werden lassen. Abgeordnete aller Parteien und die Presse suchen sie für ihre Idee: die Zölle auf Roheisen und Halbzeug aufzuheben, zu gewinnen; und auch den Staatssekretär im Reichsamt des Inneren hat man durch eine Eingabe von der neuen Phase des Kampfes der kleinen und reinen mit den großen gemischten Werken unterrichtet.

Aus den schon oft besprochenen Ursachen der Ueberlegenheit der großen über die kleinen Werke haben die Vertreter der neuen Bewegung einen Faktor herausgegriffen, um ihn zum alleinigen Grund ihrer Nothlage zu stempeln. Nach der neuen Besart entspringt „die Ueberlegenheit der großen gemischten Werke gegenüber den abhängigen nicht natürlichen technischen oder wirtschaftlichen Thatfachen, sondern ist lediglich eine Folge unserer Zollgesetzgebung, indem die gemischten Werke ein zollfreies Einsatzmaterial (Erze) und damit eine zollfreie Produktion haben.“ Sie nützen den Schutz Zoll „für die Fabrikate, in denen die abhängigen Werke nicht konkurriren“, aus, „während sie durch ihre Weigerung, speziell Stabeisen und Bleche zu subventioniren, den abhängigen Werken die Ausnutzung des Schutzzolles für ihre Fabrikate unmöglich machen.“ Die abhängigen Werke aber haben kein zollfreies Einsatzmaterial. Roheisen und Halbzeug sind mit Zöllen belegt. Ihre Produktion ist also durch Zölle belastet. Die großen Werke sind in ungedachter Weise bevorzugt; der Zoll muß also fallen. Und die weitere Folgerung aus diesen Sätzen, die aber nicht ausgesprochen wird? Sind die Zölle beseitigt, dann können die reinen mit den gemischten Werken wieder konkurriren; denn die Ueberlegenheit beruht nur auf den Zöllen; andere Faktoren wirken nicht mit.

Liegen die Verhältnisse denn wirklich so? In der Eingabe an den Staatssekretär im Reichsamt des Inneren heißt es: „Die nicht zu leugnenden Vortheile einer konzentrirten Wirtschaftsform führten schließlich zum Ausbau oder Zusammenschluß zu großen gemischten Betrieben, die alle Stadien der Eisenherstellung, vom Roheisen bis zum fertigen Eisen, umfassen.“ Und weiter: „Naturgemäß haben nicht alle Werke sich in dieser Weise entwickeln können. Die geographische Lage, abseits von Kohle und Erz, der Mangel an den für eine solche Ausdehnung erforderlichen riesigen Kapitalmitteln standen Dem im Wege.“ Fallen die hier aufgeführten Vortheile nach Aufhebung der Zölle ganz unter den Tisch?

Die Gründe der Ueberlegenheit der gemischten Werke auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet sind dem Fachmann bekannt. Ich habe sie in einer kleinen Schrift, „Die Konzentration in der Eisenindustrie und die Lage der reinen Walzwerke“, zusammengestellt. Hier sei nur summarisch erinnert an die Ausnutzung der Wichtgase, der Hitze des flüssigen Roheisens, an das langsamere Anwachsen der Generalunkosten im Verhältniß zur Produktionsteigerung (hier spielt, zum Beispiel, eine Rolle: die bessere Ausnutzung der Gas- und Wasserwerke, der Bahnanlagen, die Kosten der Werkleitung, der Aufsicht, des Bureau und so weiter) und an den wichtigen Faktor: die Ersparung der Zwischenfrachten und Zwischengewinne. In Ziffern läßt sich diese Ueberlegenheit auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet nicht ausdrücken. Die Verhältnisse liegen bei jedem gemischten Werk anders.

In der Eingabe an den Staatssekretär heißt es: „Gewiß bietet der konzentrierte Betrieb gewisse natürliche Vortheile, besonders bei der Erzeugung schwerer Massengüter. Bei den Fabrikaten jedoch, die von den abhängigen Werken vorwiegend hergestellt werden, treten diese Vortheile ganz zurück hinter die größere Sparsamkeit in diesen Betrieben, deren größere Uebersichtlichkeit und, vor allen Dingen, ihre größere Anpassungsfähigkeit an die Wünsche und Qualitätsforderungen der Kundschaft.“ Daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke auf wirtschaftlichem Gebiet allen Fabrikaten nützt, ist klar. Die wirtschaftliche Ueberlegenheit allein ist aber schon erheblich. Kldöner berechnet (Kontradiktorische Verhandlungen, Heft 10, Seite 306) die Generalunkosten eines reinen Walzwerkes mit einer Produktion von etwa 30 000 Tonnen auf Mark 2,50 für die Tonne, die eines gemischten Werkes von nur 100 000 Tonnen Produktion auf Mark 0,75 per Tonne. Die Produktion der Stahlwerke übertrifft aber die angenommene Erzeugung von 100 000 Tonnen durchweg, bei vielen um das Vier- bis Neunfache. Dabei wird die wirtschaftliche Ueberlegenheit nicht einmal nur durch die Höhe der Generalunkosten bestimmt. Die Ersparung der Zwischenfracht und Gewinne hat größere Bedeutung.

Aber auch die Ueberlegenheit auf technischem Gebiet macht sich bei den feineren Fabrikaten bemerkbar; es hängt davon ab, wie weit das gemischte Werk die Kraft der Wichtgase, die Hitze des flüssigen Roheisens und Rohstahles und andere Vortheile ausnutzen kann und ausnutzt. Ich habe auf einem Stahlwerk eine amerikanische Walzstraße (auch ein Vorzug, der nur bei Massenerzeugung ausgenutzt werden kann) gesehen, die mit einem Wichtgasmotor getrieben wurde; und die verwendeten Knüppel kamen warm von der Halbzeugstraße; sie bedurften nur einer Nachwärmung im Rollenofen. Und was wurde erzeugt? Winkelisen in einer Abmessung, wie es zum Walzprogramm der reinen Walzwerke gehört.

Und was haben dieser großen technischen und wirtschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber die kleinen und reinen Werke zu bieten? Nach der Eingabe 1. größere Sparsamkeit, 2. größere Uebersichtlichkeit, 3. größere Anpassungsfähigkeit. Die beiden ersten Punkte sind aber gar kein Vorzug, der nur den kleinen Betrieben eigen ist. Ihn kann sich jeder Betrieb aneignen, denn er hängt nur von der Qualität der Leitung und Aufsicht ab. Die größere Fähigkeit zur Anpassung an die Wünsche und Forderungen der Kundschaft wird sich auch bei den großen Werken einstellen, wenn die Nachfrage nachläßt, wenn durch Massenerzeugung ihre Produktionskraft also nicht ausgenutzt werden kann.

Gibt die technische und wirtschaftliche Ueberlegenheit den Ausschlag in dem Verhältniß der gemischten zu den reinen Werken, so wird die Position der Grobisenindustrie in ihrer Gesamtheit, also des Stahlwerkverbandes, natürlich durch die Zölle gestärkt. Der Stahlwerkverband bedarf der Zölle, um sein Programm durchzuführen. Die Stahlwerke haben sich zusammengeschlossen, um die Konkurrenz auszuschalten, um die Preisschwankungen zu mildern. Ausmerzen können sie die Preisschwankungen natürlich nicht; denn Kartelle können nicht Wirtschaftskrisen beseitigen. Diese Kraft besitzen die Kartelle nicht; die Ursachen der Krisen liegen tiefer. Halten die Kartelle (nur wenige haben die Macht dazu) in der Hochkonjunktur die Preise zurück, so bedürfen sie dazu nicht der Mitwirkung der Zölle. Hemmen sie aber in der Zeit des Niederganges den Preissturz, dann können sie unter Umständen die Zölle nicht entbehren. Demnach kommt in der schlechten Geschäftszeit

in Ausdruck. Sie nicht auf lediglich eine Funktion, durch In- und Ausland, beweisen noch sich beweisen, können. Zahlen prüfen kann, Zahlen bringt und keinen

Preis stehen macht, die der höheren Ge-Produktion)

Halbzeugpreis
Gewerksverband
tiefen gleich-
maßen, so be-
sichtigten Werke
auf ganz ge-

rechnen. Hier
unter Berücksich-
tigung oder nicht.
Kosten auch
berechnet sein
Bedeutung der
Abteilungen,
Fall werden
die Gewinne,
wenn jede Ab-
teilungen zu
tätiger als die
Anspruch auf
den der Ab-
teilung herge-
te. Also muß
Umwandlungs-
kosten Angaben
ersten 15 bis
Anwesenheit eines
den Preisen
möglich, aus

der Zoll zuerst in der Preisdifferenz zwischen In- und Ausland zu. So entsteht die Fabel: die Ueberlegenheit der gemischten Werke beruht auf natürlichen technischen oder wirtschaftlichen Tatsachen, sondern sei die Folge der Zollgesetzgebung. Diese Fabel erzeugt dann weiter den Preis-Zahrendifferenzen, die in den Preisen, nur im Inland oder im In- und Ausland zum Ausdruck kommen, den Beweis zu erbringen. Zahlen allein aber beweisen nichts; sie können Das, was man wünscht, unter Umständen tatsächlich beweisen, sie können aber auch unter Umständen eine andere Erklärung zulassen, erhalten nur Leben, wenn man ihre Entstehung nachprüft oder nachprüft, wenn man also die Verhältnisse durchschaut, aus denen sie erwachsen. Es ist auch die Eingabe an den Staatssekretär; aber, wie üblich, nur Zahlen. Versuch, sie zu erklären, also auch keinen schlüssigen Beweis.

Wenn siegeländers Puddelstahl oder Stahlstahl jetzt höher im Preis als 1905, so kann die Differenz herrühren von der Ausnutzung der Zollgewinne; aber sie kann auch ganz oder zum Teil durch die Erhöhungskosten (Kohlenpreise, Arbeitslöhne, große Einschränkung der Produktion) oder aus ganz anderen Ursachen zu erklären sein.

Wenn, wie die Eingabe an den Staatssekretär angibt, der Preis für ein inklusive mittlerer Fracht etwa 94 Mark franko Werk beträgt, der Stahlwerk erklärt, der Preis entspricht den Selbstkosten, und wenn seine Mitglie-derzeitig Stabeisen zu 100 oder 90 Mark pro Tonne ins Ausland verkaufen, weisen diese Zahlen nicht notwendig, daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke nur aus der Zollgesetzgebung entspringe. Aber sprechen sie dafür, daß wichtige andere Faktoren den Vorrang der Stahlwerke bedingen.

92,50 Mark per Tonne Halbzeug soll den Selbstkosten entsprechen wäre festzustellen, was unter „Selbstkosten“ zu verstehen ist; ob sie unter Berücksichtigung der am Theaterarbeiten Stahlwerke festgesetzt sind. Ist es so, dann ist schon klar, daß jedes Werk mit niedrigeren Selbstkosten Stabeisen billiger anbieten kann. Ferner können die Selbstkosten nach dem tatsächlichen Aufwand der einzelnen Werke, ohne Berücksichtigung der Zwischengewinne; oder sie stellen die Selbstkosten der entsprechenden Werke, also in unserem Fall der Abteilung „Halbzeug“ dar. Im letzten Fall die üblichen Gewinnaufschläge auf die einzelnen Zwischenprodukte, also auf die Aufschläge auf Erze, Kohlen, Koks, Roheisen, Rohstahl, mitberechnet, die Abteilung übernimmt in der Kalkulation die Produkte von der vorherigen Marktpreisen. Die Selbstkosten des genannten Werkes sind also nicht die Selbstkosten der Abteilung „Halbzeug“. Beide Größen haben aber den Namen Selbstkosten. Entsprechen die 92,50 Mark den Selbstkosten der Abteilung „Halbzeug“ so kann das Werk beim Verkauf des aus Halbzeug hergestellten Stabeisens auf die Realisierung der Zwischengewinne verzichten. Der Stabeisenpreis steht sehr nah an dem Halbzeugpreis heranrücken. Die Kosten zur Herstellung von Stabeisen aus Halbzeug betragen nach Goedes (Kontraktarische Verhandlungen, Heft 10) auf modernen Werken 20 Mark. Kann man denn überhaupt aus Preiszahlen die Ueberlegenheit eines Werkes über ein anderes ablesen? Mindestens müßten doch die bei der Realisierung der Zwischengewinne oder Verluste berücksichtigt werden. Ist es also un-

den Preiszahlen den Grad der Ueberlegenheit festzustellen, so noch weniger den Grund der Ueberlegenheit.

Kann aus diesen Zahlen also ohne Eingehen auf ihre Entstehung nicht bewiesen werden, daß die Ueberlegenheit der gemischten Werke allein dem Zollschutz entspringe, so kann ohne Eingehen auf die gesammten Verhältnisse aus der Spannung zwischen den Halbzeug- und Stabeisenpreisen und dem Festhalten des Stahlwerkverbandes an den Halbzeugpreisen auch nicht der Schluß gezogen werden, man beabsichtige „eine planmäßige Zurückdrängung und Vernichtung der Walzwerke“. Ein eingehender Wahrscheinlichkeitsbeweis wäre mindestens notwendig. Hier soll die Preispolitik nicht erklärt, sondern nur gezeigt werden, daß auch eine andere Deutung möglich ist.

Wie bekannt und auch in der dem Stahlwerkverband feindlichen Presse zugegeben ist, sind die Stahlwerke mit ihrer gesammten Produktion in Bedrängniß. Bestellungen in Eisenbahnoberbaustoffen und in Formeisen sind gering sowohl im Inland wie im Ausland. Der Verbrauch an Halbzeug ist zurückgegangen. Die Schwierigkeit, die B-Produkte unterzubringen, zeigt sich überall. Die Produktion ist eingeschränkt, die Preise sind gesunken. Nun beherrscht der Stahlwerkverband nur die Preise der A-Produkte (Eisenbahnmateriale, Formeisen, Halbzeug). In den B-Produkten (Stabeisen, Bleche, Draht, Röhren) liegt die Preisbemessung, so weit keine Verbände bestehen, bei den Werken selbst; da herrscht also scharfer Wettkampf um den Absatz. Liegt nun nicht der Gedanke nah, daß der Verband wenigstens die Preise der A-Produkte, wenn die Marktverhältnisse es zulassen, hochhält? Entsprechen also, was festzustellen wäre, die 92,50 Mark pro Tonne Halbzeug den Selbstkosten der Stahlwerke im einen oder anderen Sinn, dann liegt keine Veranlassung vor, bei Verkauf von Halbzeug unter die Kosten herabzugehen.

Daß der Zoll den Verbänden die Möglichkeit giebt, in der Zeit des Niederganges langsamer den Preis zu senken, wurde schon gesagt. Diese Thatsache gewinnt aber, wenn die Verhältnisse so sind, wie eben geschildert wurde, ein anderes Gesicht als nach der Auffassung der Eingabe an den Staatssekretär.

Daß oft sinnlose Ausschücheln einiger Zahlen zum Beweis einer Behauptung, ohne jedes Eingehen auf die Verhältnisse, ohne den Versuch, sie zu verstehen und zu durchdringen, ist typisch. In der Presse wird nur zu oft mit Hilfe solcher Preiszahlen der Beweis geführt, daß die kleinen Walzwerke systematisch vernichtet werden sollen. Daß der Stahlwerkverband nicht nach solchem Ziel strebt, hat er oft genug bewiesen. Man überschätzt seine Macht; man unterschätzt die überaus schwierige Lage, in der er ist. Man sagt mitunter, er gefährde das Gemeinwohl, und vergißt, daß alles Reden vom Gemeinwohl eine Phrase ist, wenn man den kritischen Fall nicht zur gesammten Entwicklung in Beziehung setzt.

Wie dem Verband, so wird der Vorwurf, man wolle die kleinen Werke vernichten, auch einzelnen Mitgliedern gemacht. Hier ist die Sache weniger klar. Ueber die Bestrebungen, alte Verbände zu erneuern, neue zu gründen, gelangen oft so unzuverlässige Berichte in die Zeitungen, daß es dem Unbetheiligten schwer wird, zu prüfen, woran in letzter Linie die Bemühungen gescheitert sind. Ob immer die Stahlwerke oder einzelne von ihnen die zu gründenden Verbände verhinderten, läßt sich nicht feststellen. Daß aber einzelne von ihnen das Hinderniß der Verbandsbildung waren, ist hier und da mit Sicherheit ermittelt worden.

Wie haben sich diese Verhältnisse entwickelt? Es ist bekannt, wie sich die deutsche Eisenindustrie, besonders seit dem Aufkommen des Thomasprozesses, entwickelt hat; es ist bekannt, wie bis in die neueste Zeit technische Erfindungen mancherlei Art die Leistungsfähigkeit der Werke rasch steigerten, auf die Zusammenfassung der einzelnen Produktionszweige in den gemischten Betrieben hindrängten. Damals, in den achtziger und ersten neunziger Jahren, war eine Zeit des Ueberflusses an Halbzeug aus Flußstahl. Die Puddelwerke gaben ihre Schweißeisenerzeugung auf und verwalzten als reine Werke das Halbzeug der Stahlwerke. Man vergaß, zu fragen, ob die Verhältnisse sich nicht ändern, die technische und wirtschaftliche Entwicklung nicht die Stahlwerke zwingen könnten, selbst ihr Halbzeug zu verarbeiten. Diese Wandlung trat schon in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ein. Entweder mußten sich die reinen Walzwerke ihren Rohstoffbezug auf die Dauer zu sichern oder durch Verfeinerung ihrer Produkte der Möglichkeit einer Konkurrenz mit den Walzzeugnissen der gemischten Werke auszuweichen suchen. Bekannt ist auch, daß die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Werke die Absatzmöglichkeit verengte und zur Kartellbildung drängte, um zunächst die Konkurrenz auf dem Inlandsmarkt auszuschalten. Die Schwere Eisenindustrie bildet weiter die Unterlage für viele ihre Produkte verbrauchende Industriezweige. Je mehr sich das Wirtschaftsleben entfaltet, desto mehr wuchs die Nachfrage nach Eisen. Der Bedarf an Eisen ist so gestiegen, daß trotz der gewaltigen Steigerung die Leistungsfähigkeit der Hochofen- und Stahlwerke sowohl in der Hochkonjunktur 1899/1900 als auch im Jahr 1906/07 nicht oder nur knapp ausreichte. Neben dieser Gesamtentwicklung haben nun die Rückschläge im Wirtschaftsleben, die Krisen, besonders, wenn sie den ganzen Wirtschaftskörper erfassen, eine wachsende Bedeutung. Je stärker und je länger das Wirtschaftsleben von den Krisen ergriffen wird, desto stärker muß sich, mit wachsender Bedeutung des Eisens für die Gesamtentwicklung, nach den Jahren der Ausdehnung des Eisenverbrauches die Bedarfs Einschränkung bemerkbar machen. Diese unter Umständen recht starken Schwankungen des Bedarfes müssen an der Stätte der Eisenerzeugung um so schwerer ins Gewicht fallen, je konzentrierter die Produktion ist, je weniger Werke, Riesenwerke, getroffen werden. Schon dieser Wechsel der Verhältnisse läßt ahnen, mit welchen Schwierigkeiten der Stahlwerkverband zu ringen hat. Dazu kommt aber auch eine weitere Komplizierung.

Im Jahr 1900 wurden drei neue leistungsfähige Stahlwerke fertig. Die alten, in Verbänden zusammengeschlossenen Werke sahen sich gezwungen, um einen heftigen Wettkampf zu vermeiden, die neuen Kollegen in ihren Kreis aufzunehmen. Da herrschte keine rosige Stimmung. Eine schwere Krise lastete auf dem Wirtschaftsleben seit 1901, der Bedarf war eingeschrumpft und durch den Ausbau der alten und den Zuwachs der drei neuen Werke die Produktion erheblich vergrößert. Halbzeug mußte in Massen ins Ausland geschleudert werden. Dadurch entstand die Notwendigkeit, auch die Auslandsverkäufe an Halbzeug zu syndizieren. Wohl nur Einer hatte die Situation erfaßt, die künftige Bedeutung der Verfeinerung für die Stahlwerke erkannt. Thyssen, der seit Anfang der neunziger Jahre sein reines Walzwerk zum Stahlwerk ausgeweitet hatte, baute unablässig seine Anlagen zur Erzeugung von Stabeisen, Walzdraht, Blechen aus. Wie wenig die Anderen bereit waren, ihm zu folgen, geht daraus hervor, daß man Thyssen in privaten Gesprächen für verrückt erklärte. Eins der drei neuen Stahlwerke hatte die Absicht,

sich in der Hauptsache der Erzeugung von Halbzeug zuzuwenden. Damals wurde das Hauptgewicht auf die Erzeugung von A-Produkten gelegt.

Nach heißem Ringen entstand 1904 der Stahlwerkverband; und getreu seinem Programm reichte er zunächst den Martinwerken die Hände. Ein Theil der Martinwerke weigerte sich, an den Verhandlungen theilzunehmen. Man versuchte, wenigstens die reinen Walzwerke zunächst einmal zusammenzuschließen. Kirdorf hatte versprochen, das Verhältniß der vereinigten reinen Werke zu dem Stahlwerkverband zu regeln. Aber auch nur der kleinere Theil war geneigt, selbst auf ein für sie äußerst günstiges Programm hin, den Weg zur Verständigung zu betreten. Einzelne, die ihre Bethelligung versprochen hatten, vergaßen, ihr Wort einzulösen. Damit war die beste Gelegenheit zur Ausgestaltung des Stahlwerkverbandes verpaßt. Die Schuld lastet auf denen, die heute gegen den Stahlwerkverband und die Hölle Sturm laufen.

Damals waren die Stahlwerke zur Verbandsbildung geneigt, damals waren sie in bedrängten Verhältnissen und die Sucht, das Halbzeug selbst auszuwalzen und das Schwergewicht mehr auf die B-Produkte zu verlegen, beherrschte noch nicht die Situation. Damals gab es auch noch nicht die engen Verbindungen mit den Händlern, die kürzlich die Bildung des Stabeisenverbandes zum Scheitern brachten. Gewiß wären auch damals die Verhandlungen nicht glatt verlaufen; aber die Schwierigkeiten, die heute die Verbandsbildung fast zur Unmöglichkeit machen, gab es noch nicht.

Die weitere Entwicklung seit der Gründung des Stahlwerkverbandes ist in aller Erinnerung. Seit der Besserung der Konjunktur, seit dem Herannahen des Termines, an dem der Stahlwerkverband erneuert werden mußte, machte Thyssens Streben Schule. Die B-Produkte nahmen das allgemeine Interesse der Stahlwerke in Anspruch. Die Zurückgebliebenen suchten den Vorsprung der Anderen wieder einzuholen. Wo die Statuten des Stahlwerkverbandes noch Raum ließen, begann ein heftiger Wettkampf. Die Rivalitätsverhältnisse, die bei dem Einen die Hoffnung auf wachsenden Einfluß, bei dem Anderen die Furcht vor der Konkurrenz erzeugten, erreichten ihren Höhepunkt in der Händlerfrage. Beziehungen zu den Händlern bestanden bei manchen Werken seit langen Jahren; aber nie spielte die Händlerfrage eine Rolle wie in der letzten Zeit. An der Händlerfrage scheiterte der Stabeisenverband; und zwar war das Haupthinderniß der Vertrag der Oberschleißischen Friedenshütte mit der Firma Steffens & Kölle. Und was soll die Triebfeder zur Schließung dieses Vertrages gewesen sein? Wie man sagt, die Furcht des Stahlwerkes vor der Konkurrenz in ihrem alten Absatzgebiet. Der Stabeisenverband soll die Möglichkeit der Konkurrenz so vergrößert haben, daß bei einem Auflösen des Verbandes das Stahlwerk sich der Nothwendigkeit gegenüber gesehen hätte, einen neuen Kundenkreis zu suchen. Mag diese Angabe richtig oder falsch sein: immerhin zeigt sie, wie mit wachsender Leistungsfähigkeit der Stahlwerke auch die Eifersucht gewachsen ist. Die Händler aber, sonst von den Verbänden verdrängt, haben zum Theil das Heft wieder in die Hand bekommen.

Schauen wir zurück, so können wir ermessen, welche außerordentlich schwierige Aufgabe der Stahlwerkverband übernommen hat. Er muß dem wachsenden Bedarf an Eisen genügen. Er muß die Wirkungen der Krisen, die er nicht meistern kann und die in der Eisenindustrie als der Unterlage einer Anzahl anderer Industrie-

zweige unter Umständen eine besondere Bedeutung erlangen können, abzuschwächen suchen. Er muß die manchmal sehr tiefen Interessengegenätze, sowohl zwischen seinen Mitgliedern als auch zwischen einzelnen von ihnen und fremden Wirtschaftskörpern, auszugleichen suchen. Das sind seine Aufgaben im Inland. Daneben steht die nicht minder wichtige Vertretung der deutschen Stahlindustrie auf dem Weltmarkt im Wettkampf mit der Industrie der fremden Staaten.

Ist es da ein Wunder, wenn die Bewältigung aller dieser Aufgaben sich nicht immer glatt vollzieht? Kann man überhaupt eine Organisation denken, die fehlerlos unter solchen Umständen arbeitet, deren Handlungen Jedem gerecht werden (wenn man überhaupt in solchen wirtschaftlichen Zusammenhängen von Gerechtigkeit sprechen will)? Ist es nicht ein Unsinn, mit ein paar Preiszahlen, die oft noch nicht einmal richtig gewürdigt sind, an diese Organisation heranzutreten und zu sagen: „Du haßt das Gemeinwohl geschädigt!“ Nur vorsichtig abwägende Kritik ist hier angebracht. Die kleinen Kapitalereien und Geßälligkeiten dienen nicht dazu, die Kraft der Centrale einer Organisation, die mit mancherlei Hindernissen stets zu kämpfen hat, zu stärken oder ihr das Gefühl der Sicherheit zu geben, daß sie doch auf dem rechten Weg ist. Was aber haben die Leute gethan, die jetzt die so leicht behörte Oeffentliche Meinung gegen den Stahlwerkverband aufheizen? Erst haben sie ihm Knüttel zwischen die Beine geworfen und dann laufen sie, als die Wirkung auf sie selbst zurückfällt, zum Staatssekretär und schreien um Hilfe.

Keinen wir nach diesem Ausblick zum einzelnen Stahlwerk zurück. Auch hier ist Vorsicht am Platz, will man Kritik üben. Zwei Seelen wohnen in der Brust eines jeden Stahlwerkleiters. Als Mitglied des Verbandes vertritt er die Ziele der Gesamtheit, muß er an dem Ausgleich der Interessen mitarbeiten. Als Leiter eines Werkes vertritt er das Interesse der Aktionäre und die Zukunft seines Werkes. Von seinen Entschlüssen hängt ab, wo die Entwicklung des Werkes hinsühet. Man lese aber einmal in der Geschichte der Eisenindustrie, wie die Verhältnisse sich ändern können. Die neuen Verhältnisse können das Werk unerbittlich niedergzingen, aber unter Umständen durch das Verhalten und den Muth seines Leiters überwunden werden. Eine Handlung, die dem außen Stehenden als Fehler erscheint, kann sich in der Zukunft lohnen. Dem Leiter wird es oft beim besten Willen nicht leicht werden, den rechten Weg zu wählen.

Auch die Lage der reinen Walzwerke und Martinwerke muß man würdigen. Sie kämpfen zum Theil um ihre Existenz; sie haben nicht verstanden oder nicht vermocht, der Veränderung der Verhältnisse auszuweichen. Aber man darf nicht vergessen, daß sie den günstigen Moment des Anschlusses, der jetzt schlichst gewünschten Syndizierung, verpaßt haben. Ferner sollte man glauben, daß sie nach so langem Kampf ihre wirkliche Lage richtig einschätzten, wenigstens richtiger, als jetzt ihre Handlungen beweisen. Sind die Böse nicht der einzige Grund der Ueberlegenheit der Stahlwerke, so bedeuten sie doch Etwas in der Verbandsbildung und in der Stabilität des Stahlwerkverbandes in seiner heutigen Form. Diese Böse auf Kohleisen und Halbzeug sollen nun beseitigt werden, weil einige Martin- und Walzwerke hoffen, ohne sie besser zu fahren. Zu der großen Frage nach Schutzoll oder Freihandel brauche ich hier nichts zu sagen. Die Männer, die Sturmbede heranschleifen, um einen Theil der Zollmauer einzutrennen, sind nicht Freihändler, sondern Anhänger des Schutzollprinzips. So können wir also von der Grundanschauung dieser Stürmer aus die Sache behandeln.

Der Schutzzoll, wie er heute aufgesetzt wird, soll den Unterschied zwischen den Gesehungskosten des In- und Auslandes ausgleichen. Von diesem Standpunkt aus kann man nur dann für die Aufhebung der Zölle auf Roheisen und Halbzeug plaidiren, wenn man beweist, daß die Gesehungskosten des Inlandes die der ausländischen Roheisen- und Halbzeugproduzenten nicht überragen. Dafür haben aber die neuen Feinde dieses Theiles unseres Schutzzollsystems nicht den Schatten eines Beweises erbracht. Nach den mir vorliegenden Daten (genaue Untersuchungen fehlen auch hier) scheint aber nicht nur die englische, sondern auch die amerikanische Eisenindustrie mit niedrigeren Roheisenerzeugungskosten ausgestattet zu sein als die deutsche. Dann kann der Zoll nicht entbehrt werden. Der Gedanke, die Roheisenerzeugung aufzugeben, da wir nach so langer Zeit nicht vermocht haben, unsere Kosten auf die der englischen Industrie herabzudrücken, und dafür billigeres fremdes Eisen einzuführen, wäre Wahnsinn. Denn erstens muß der Bezug des wichtigsten Materials der gesammten Eisenindustrie unter allen Konjunkturverhältnissen gesichert sein und zweitens würde bei dem heutigen Stande der Technik und den Vorzügen, die die gemischten Werke bieten, das Aufgeben der Roheisenerzeugung die Verpöchtung eines großen Theiles der Stahlindustrie bewirken.

Die Zölle müssen also bleiben. Bestehen sie, so wird zwischen Inland- und Auslandspreisen eine Differenz herrschen, deren Größe von den Angebots- und Nachfrageverhältnissen abhängt, die aber durchaus nicht stets die Höhe des Zollsaues erreicht. Selbst wenn im Inland die Konkurrenz durch einen Verband ausgeschaltet und das Kartell bestrebt ist, die Zollhöhe zur Geltung zu bringen, wird es ihm nicht gelingen, das Ziel stets zu erreichen; nicht einmal in Krisenzeiten. Ist in Deutschland Niedergang, während die wichtigen Auslandsmärkte unter dem Zeichen der Hochkonjunktur stehen, so wird es schwer halten, die Inlandspreise um den Zoll über die Auslandspreise festzusetzen. Daß aber der Stahlwerkverband nicht bestrebt ist, den Zoll in den Preisen stets zur Geltung zu bringen, hat er in der letzten Hochkonjunktur wieder bewiesen. Besteht eine Differenz zwischen den Preisen des heimischen und des fremden Marktes, dann muß Jeder, der im Ausland verkaufen will, sich nach den dortigen Preisen, also nach den Konkurrenzverhältnissen richten.

Wie haben nun die Kartelle auf die Preisspannung gewirkt? Zunächst ist festzustellen, daß eine Differenz schon vor dem Aufkommen der Verbände bestand. Kann doch selbst ein Freihandelsland, wie wir aus Klagen englischer Werke wissen, im Ausland billiger verkaufen; im schlimmsten Fall um Hin- und Rückfracht plus Versicherung. Diese Differenz ist natürlich größer geworden. Zunächst einmal durch Verschärfung des Wettkampfes auf dem Weltmarkt. Neue Konkurrenten, die mit immer größeren Beträgen erscheinen können, sind entstanden. Aber auch wir sind aus den erwähnten Gründen oft mit zeitweilig größeren Mengen auf den Kampfplatz getreten. Die Mengen waren, wie wir sahen, um so größer, je leistungsfähiger unsere Werke wurden, je umfassendere Krisen das Wirtschaftsleben führten, je mehr also der Bedarf an Eisen eingeschränkt wurde und je stärker die Konzentration der Eisenerzeugung fortgeschritten war. Der Weltmarkt ist nicht unbegrenzt. Im Stahlwerkverband hatte man sich anfangs über die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes getäuscht und mußte erfahren, daß jedes Stahlwerk mehr unter Umständen schon wichtig wird. Ferner ist die Differenz zwischen In- und Auslandspreisen gewachsen: durch die Arbeit der Verbände, denen es gelang, die Preise im Inland zur Zeit des Niederganges lang-

samer zu senken, und deren Mitglieder die beim Absatz irgendwelcher und irgendwo verkaufter Produkte erzielten Gewinne zur Verstärkung ihrer Position im Kampf auf dem Weltmarkt verwenden. Eine Preisdifferenz hat also vor dem Austausch der Verbände bestanden und sie ist nur zum Theil durch die Thätigkeit der Verbände vergrößert.

Wie erfasst man aber die Preisdifferenz? Natürlich durch die Vergleichung der In- und Auslandpreise. Obgleich aber die Größe dieser Preispannung zu den heftigsten Anklagen gegen die Preispolitik der Kartelle geführt hat, ist merkwürdiger Weise fast nichts geschehen, um diese jeweilige Spannung festzustellen.

Der Inlandpreis ist überall, wo Verbände existiren, leicht zu ermitteln; nicht so leicht der Auslandpreis. Selbst dann nicht, wenn die Verbände auch hier geschlossen auftreten und die Konkurrenz ausschalten; denn Preise und Menge gelangen nicht immer an die Oeffentlichkeit und können dort, wo scharfer Wettkampf herrscht, auch nicht fixirt werden. Ganz thöricht aber ist es, wenn ein irgendwo im Ausland bezahlter Preis, unter Umständen sogar noch ohne jede Kenntniß der abgeschlossenen Mengen, zum Inlandpreis in Vergleich gesetzt und, wo die Differenz groß ist, auf die Schädigung der Weiterverarbeiter und des Gemeinwohls hingewiesen wird. Nicht minder unsinnig ist es, wenn nach der Bekanntmachung etwas größerer Mengen und Preise diese Preise als Weltmarktpreise angesprochen werden. Weltmarktpreise in dem Sinn, daß die an wichtigen Orten abgeschlossenen Preise maßgebend für die meisten an anderen Plätzen gethätigten Abschlüsse seien, giebt es in der Eisenindustrie nicht. Hier muß man also mühsam den Durchschnittspreis der einzelnen größeren Absatzgebiete berechnen, um so schließlich zu einem Gesamtdurchschnitt zu kommen, der dann endlich mit dem Inlandpreis verglichen werden könnte. Einzelpreise, die in der Presse mitgetheilt werden, haben keinen Werth; um so weniger, je unsicherer es ist, ob die Angaben nicht von feindlicher Seite übertrieben sind. Wo hat man sich aber bisher bemüht, solche Durchschnittsauslandpreise festzustellen, um die Preispolitik wirklich beurtheilen zu können?

Aber nehmen wir an, die Preisdifferenz sei festgestellt. Wie kann sie dann beurtheilt werden? Die Thatsache der Differenz und der Hinweis auf die Schädigung der Weiterverarbeiter genügt doch nicht. Mindestens müssen diese Schädigungen bewiesen und die Gesamtentwicklung der betreffenden Industrie und die Konjunkturverhältnisse im Inland wie im Ausland berücksichtigt werden. Da diese Verhältnisse bei den meisten Industriezweigen wieder anders liegen, ist es unbegreiflich, wie man von der Preispolitik eines Kartells, zum Beispiel: der Eisenindustrie, auf die Politik des aufgelöstenen Zuckerkartells exemplifiziren kann.

Um die Weiterverarbeiter in ihrem Kampf auf dem Weltmarkt zu stärken, hat man zu dem Mittel der Ausfuhrvergütungen gegriffen. Ob sie in der Form von Preisnachlässen gewährt oder ob sie bar ausbezahlt werden, ändert nichts an ihrem Charakter. Vergütungen für die Preisdifferenzen des Halbzeugs im In- und Auslande sollten es sein und keine Ausfuhrprämien. Aber nie bestand die Absicht, die ganze Preisdifferenz zu vergüten. Die Verbände hatten die Differenz nicht hervorgerufen, sondern sie nur für eine Weile vergrößert. Der Gedanke war also, den Weiterverarbeitern eine dieser Vergrößerung entsprechende Beihilfe zu gewähren. Man wollte und will noch heute ihnen kein Geschenk machen; man will sie nicht besser stellen als vor der Verbandsbildung. Da es unmöglich ist, sicher zu ermitteln, um wie viel die Preispannung durch die Wirkung der Kartelle vergrößert

wird, wird unter Berücksichtigung der Gesamtlage die Höhe der Vergütung fixirt und ihre Größe von Zeit zu Zeit den neuen Verhältnissen angepaßt. Die Vergütung wächst mit der Verschärfung des Wettkampfes auf dem Weltmarkt zur Zeit des Niederganges und sie sinkt nach dem Eintritt günstiger Absatzbedingungen. Ist sie beim Abstieg des Wirtschaftslebens vielleicht einmal zu gering, so ist sie oft in der Zeit des Aufstieges zu groß. Es ist also wieder grundsätzlich, die Spannung zwischen dem Inlandpreis und irgendeinem Auslandpreis festzustellen, damit die Höhe der Vergütung zu vergleichen und dann zu erklären, die Vergütung sei zu gering, wenn sie nicht die volle Differenz ersetzt. Das soll sie ja gar nicht. Ueberall, wo die Vergütung aber nahezu oder vollständig die Preisspannung ausgleicht, enthält sie ein Geschenk, eine Ausfuhrprämie neben der Vergütung. Will man aber allgemein beurtheilen, ob die Höhe der Vergütung den Verhältnissen entspricht, dann muß man zunächst den Durchschnittsauslandpreis ermitteln, um ihn zum Inlandpreis in Beziehung zu setzen. Da aber bisher die Durchschnittsauslandpreise nicht berechnet worden sind, ist zu einer sachgemäßen Kritik der Vergütung überhaupt nicht die Möglichkeit vorhanden.

Kehren wir zur Zollfrage zurück. Vertritt man überhaupt das Prinzip des Schutzzolles, dann muß man, wie die Verhältnisse liegen, den Zoll auf Roheisen und Halbzeug verteidigen. Kritik könnte nur geübt werden an seiner Höhe, wenn sich feststellen ließe, daß er der Differenz in den Gießungskosten der in- und ausländischen Industrie nicht mehr entspräche. Ob die Angreifer sich auch die Wirkung der Zollobseitung überlegt haben? Ob es weise ist, Deutschlands Stahlindustrie, von deren Blühen die Vertreibung der deutschen Eisenindustrie abhängt, zu schwächen, wo man nicht nur in den Vereinigten Staaten und Belgien, sondern neuerdings auch in England und Rußland an einer Kräftigung der Stahlindustrie arbeitet? Amerika hat in dem Stahltrust die feste Organisation. England bemüht sich, die technische und organisatorische Rückständigkeit nachzuholen. Da England die niedrigen Gießungskosten für Roheisen besitzt, vermag es einen starken Roheisenverband zu bilden und auf dieser Grundlage trotz dem Freihandel eine Organisation der Stahlindustrie zu schaffen, die, bei geschickter Politik, die Gefahren der gelegentlichen Invasión fremder billiger Roß- und Halbstoffe zu vermeiden, die Stohkraft der englischen Industrie zu erhöhen vermag. Rußland endlich ist im Begriff, einen Stahltrust zu bilden, der bei der geringen Aufnahmesähigkeit des russischen Marktes das Ausland aussuchen muß. Ob in Deutschland aber selbst ein Stahltrust (wegen der höheren Gießungskosten des Roheisens) ohne Hölle den starken Ansturm fremder Roß- und Halbwaaren auszuhalten vermöchte, ist fraglich.

Und wozu der Lärm? Weil die reinen Walzwerke und die Martinwerke den geeigneten Augenblick der Syndizierung muthwillig verpaßt haben und nun manche von ihnen die Ungunst der veränderten Verhältnisse in jedem Niedergang doppelt fühlen. Die reinen Walzwerke haben sich zum größten Theil überlebt. Ob die Martinwerke in der Lage sind, sich zu dauernd gesunden Verhältnissen aufzuschwingen, muß die Zukunft lehren. Die Aufgabe der Regierung kann aber nicht sein, die Grundlage der Eisenindustrie zu gefährden.

Bonn.

Dr. Heinrich Mannsbaedt.



Dier Briefe.

1. Sehr verehrter Herr Garden, in diesem Herbst soll ein Gesamtbericht des Niezſche-Archivs erscheinen, worin all die völliſch unwarhen Behauptungen und Verdächtigungen, mit denen die Herren Bernoulli und Diederichs die Oeffentlichkeit in den legten Jahren beunruhigt haben, durch authentische Dokumente ausführlich widerlegt werden. Darin iſt ein beſonderes Kapitel „Die Verdrehung feſtgeſtellter Thatſachen“. Zu dieſem Kapitel hat der in der „Zukunft“ veröffentlichte Brief des Herrn Eugen Diederichs wieder reichliches Material geliefert. Einige Punkte möchte ich ſchon jetzt berühren.

1. Herr Diederichs behauptet, die gerichtlichen Verhandlungen hätten nicht ergeben, daß wichtige Niezſche-Manuskripte weggenommen ſeien; aber vor Gericht ſind fünf eidlich beglaubigte Zeugniſſe: von Herrn Henri Petit, Frau Anna Dunder, Herrn Dr. Kōſtaneerz, Herrn Dr. Pann'utto und Frau Dehmel, vorgebracht worden, obſo auch das Selbe bezeugen: daß Herr Durich in Sils-Maria Jedem, der es wünſchte, Handſchriften meines Bruders gegeben hat. Es waren große Folioblätter (nicht Papierfortzettel), die links und rechts dicht mit der kleinen Handſchrift meines Bruders bedekt waren. Was wir davon ſahen, enthielt Niederschriften, die im Niezſche-Archiv nur zum Theil bekannt waren und offenbar in einen größeren Zuſammenhang gehörig hatten. Das wichtigſte Zeugniß war aber das von Frau Dr. Ida Dehmel, der 1894, zu einer Zeit, wo Niezſche noch nicht berühmt war, ein Manuskript meines Bruders für fünftauſend Mark zum Kauf angeboten worden war. Das iſt eine Thatſache, die nicht aus der Welt zu ſchaffen iſt; eben ſo wenig, daß ſpäter von einem Vermittler mir verſprochen wurde, mir ein großes, unbekanntes Umwerthung-Manuskript zu verſchaffen, das aber aus Turin ſtammen ſollte und allerdings nur für das etwa Zehniache des der Frau Dehmel abverlangten Preiſes zu kaufen geweſen wäre. Aber Herr Diederichs kommt über dieſe Thatſachen recht einfach hinweg; er leugnet die Exiſtenz der Manuskripte. Warum? Weil mein Bruder ſeinen Freunden nichts darüber geſchrieben habe. Ihm fehlt alſo das eigene Zeugniß Niezſches dafür. Thatſache iſt aber nun, daß dieſe Zeugniſſe meines Bruders für jene Manuskripte exiſtiren. Ein Manuskript (Titel: „Dialyonia“) iſt, mit einer kleinen Variante, dreimal von der Hand meines Bruders geſchrieben und jetzt gefunden worden; was alſo für die Exiſtenz des einen Manuskripts der von Herrn Diederichs gewünschte Beweis wäre. Und daß die „Umwerthung“, alſo auch das vierte Buch, „Dionysos“, fertig (wenn auch nicht druckfertig; Niezſche ſchied da ſtreng) war; auch dafür zeugen drei eigenhändige Niederschriften meines Bruders. Alſo für die beiden zum Kauf angebotenen großen, unbekanntenen Manuskripte, die aus Sils-Maria und Turin zu ſtammen ſcheinen, iſt Niezſches eigenes Zeugniß vorhanden. Das Eine kann die Vorluſe des Anderen ſein; auch iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das 1907 angebotene Manuskript ein Theil des im Jahr 1894 Frau Dehmel zum Kauf angebotenen iſt, oder umgekehrt. Jedenfalls geht es wie mit den Sibylliſchen Büchern: das Manuskript wird immer theurer.

2. Herr Diederichs behauptet, daß Niemand der Mutter Niezſches Nachläſſigkeit in Hinſicht auf den Verluſt der Manuskripte vorgeworfen habe. Das hat aber Herr Bernoulli in einem Artikel der Zürcher Zeitung geſhan. Er behauptete dort, wenn Manuskripte nach der Erkrankung Niezſches verloren gegangen ſeien, trage jedenfalls nicht Oberbeck, ſondern „die Familie Niezſche“ die Schuld. Da nun die geſammte „Familie“ meines Bruders damals (ich war in Paraguay) nur aus unſerer Mutter beſtand und ſie in der That als Mutter und Vormünderin für Verluſte verantwortlich geweſen wäre,

trenn sie Oberbed nicht mit der Fürsorge für die Manuskripte betraut und er sie als Freund übernommen hätte, so galten diese Vorwürfe des Herrn Vernoulli allein ihr. Sie sind ihr auch sonst gemacht worden; deshalb war es meine Pflicht, durch die Briefe Oberbeds an meine Mutter und an die Firma E. G. Raumann, die in den gerichtlichen Verhandlungen vorgelegt wurden, nachzuweisen, daß sie nicht die geringste Schuld trifft.

3. Herr Diederichs behauptet, daß die Zeugnisaussagen genau das Selbe ergaben, was er früher erzählt und vor einem Jahr in der „Zukunft“ mit einem Brief des Herrn Durisch veröffentlicht habe; nämlich: „Daß Durisch nur einem einzigen bremer Herrn, dessen Namen er vergessen habe, einige Blätter übergeben, alles Andere aber an Herrn Professor Oberbed oder Nießches Angehörige zurückgegeben habe.“ Die Gerichtsverhandlung ergab aber, daß nicht ein Einziger, sondern mindestens fünf Personen solche Manuskripte erhielten, und während des Prozesses hörten wir noch von anderer Seite, daß sich Manuskripte meines Bruders in fremden Händen befanden. Außerdem wurde uns eins der drei Blätter in Passimile vorgelegt, die der Pianist Rosenthal von Herrn Durisch erhalten hatte. Ist nun ein einziger Herr, dem Herr Durisch Manuskriptblätter meines Bruders gegeben haben will, und fünf und mehr Personen, die solche erhalten haben, genau das Selbe? Das ist fast das Gegenteilmaleins: „Und Keam ist Eins und Jehn ist Keins!“ Was nun den Werth von Nießche-Manuskripten, selbst einzelner Blätter betrifft, so sagt in seinem Gutachten der ausgezeichnete Jurist Professor Kohler sehr richtig: während bei anderen Schriftstellern meist erst dann der Werth beginnt, wenn sie in gefeßter Rede logisch gefügte Ausführungen geben, „so lag bei Nießche die Kraft in dem plötzlichen *aporca* und in der einzigartigen Möglichkeit, das für den poetischen und zugleich aber auch wissenschaftlich tiefsten Ausdruck zu finden. Sätze von ihm sind größere Kunstwerke als lange Gebilde Anderer voll gepflegter Sprache.“ Nießche-Manuskripte nach Krämerart *plundweise* abzuschneiden, scheint ein verfehltes Beginnen.

Also die drei Behauptungen, die Herr Diederichs aufstellt, sind hierdurch als falsch erwiesen. Was nun Herr Diederichs noch weiter erzählt, entfällt wiederum den wahren Sachverhalt; keine Thatsache, keine Jahreszahl ist richtig. Zum Schluß bringt er eine Behauptung, die für Jeden, der den wahren Sachverhalt kennt, an Heiterkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die in der von ihm erwähnten Gerichtsverhandlung gar nicht erörtert worden ist. Der Sachverhalt ist hier schon bekannt. Herr Dr. E. Horneffer hatte sich heimlich eine unerlaubte Abschrift des „*Leveo homo*“ nach einer Niederschrift von Peter Gast gemacht und dabei eine Privatnotiz des Herrn Gast als Nießche-Text genommen. Mit dieser Annahme ist er hereingefallen. Er gründete nämlich auf diese nicht von Nießche stammende Notiz die große Entdeckung, daß der „*Antichrist*“ die sogenannte „Umwertung aller Werthe“ sei. Nun haben wir im Archiv nicht einen einzigen Beweis für diese unglaubwürdige Hypothese; dagegen haben wir siebenzehn eigenhändige Niederschriften meines Bruders, vom dritten September bis zum achtzehnten Dergember 1888, worin er stets klar und deutlich den „*Antichrist*“ als das erste Buch der „Umwertung aller Werthe“ bezeichnet; zwei davon hat er für druckfertig erklärt. Als nun Peter Gast in seinem Zukunft-Artikel vom fünften Oktober 1907 klar bewies (ohne alle siebenzehn Belegstellen anzuführen), daß Horneffers ganze Hypothese auf den Sand einer fälschlich Nießche zugeschriebenen Bemerkung gebaut war, suchten die Herren Vernoulli und Horneffer, da dieser Beweis ihnen entwand, eifrigst nach irgendwelchem andern. Herr Vernoulli glaubte, ihn im Nachlaß Dr. Koegels in einem Briefentwurf meines Bruders zu finden, der an Miß Helen Zimmern gerichtet war. Dieser Entwurf

stammt aus den Tagen zwischen dem zehnten und dem siebenzehnten Dezember 1888 und ist einer der flüchtig geschriebenen, sehr schlecht zu entziffernden Briefentwürfe meines Bruders; er fragt darin die Dame, ob sie „Ecco homo“ und den „Antichrist“ übersetzen wolle. Abgeschickt scheint der Brief nicht zu sein, da Miß Helen Zimmern jetzt wiederum erklärt, was sie schon 1895 gesagt hat: „sie glaube, fast bestimmt behaupten zu können, nie einen solchen Brief bekommen zu haben“.

Als nun im Jahr 1894 eine englische, eine französische und vielleicht auch eine italienische Nießsche-Ausgabe vom Archiv geplant wurde, entzifferte Dr. Roegel die flüchtigen Briefentwürfe, die mein Bruder in der Uebersetzungfrage an Miß Helen Zimmern, M. Bourdeau und einen Italiener (Ruggiero Bonghi?) gerichtet hatte; und danach ist dann auch Miß Helen Zimmern zur Mitwirkung an der englischen Uebersetzung aufgefordert worden. Aus diesem flüchtigen Briefentwurf stammt nun das Citat, das die Gegner zu einem Beweis dafür aufbauen, daß der „Antichrist“ von meinem Bruder als die gesammte „Umwertung“ betrachtet worden sei. Herr Dr. Horneffer hat die Stelle aber nie selbst gesehen; sonst würde er als Philologe nicht daran gedacht haben, einen so unzulänglichen Beweis zu führen; denn vermuthlich sind in dem Entwurf bei der Flüchtigkeit der Niederschrift die Worte „Erstes Buch“ einfach nur vergessen worden. Der ganze Entwurf hat gegen die siebenzehn klaren Beweisstellen nichts zu bedeuten; obendrein haben wir eine Reinschrift aus den Tagen, wo der Brief an Miß Helen Zimmern geschrieben sein könnte und die mein Bruder zu einer Einfügung in das Kapitel „Die Antipoden“ in „Nießsche contra Wagner“ bestimmt hatte. Es ist eine sehr lange Einfügung; ich nehme nur folgende Worte heraus: „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische Mensch; denn es giebt keine intelligible Welt...“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniß (liesez: Erstes Buch der Umwertung der Werthe) kann vielleicht einmal in irgendwelcher Zukunft (1890!), als die Art dienen, welche dem ‚metaphysischen Bedürfnisse‘ des Menschen an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen als zum Fluch der Menschheit, wer wählte Das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich und mit jenem Doppelblick in die Welt sehend, welchen alle großen Erkenntnisse haben.“

Auch Dr. Roegel hat niemals daran gedacht, diesem Briefentwurf an Miß Zimmern irgendwelche Beweisskraft zuzuschreiben, wie er in seinem Nachbericht zur erste 1 Veröffentlichung des „Antichrist“ im Herbst 1894 bewiesen hat. Er bezeichnet dort, auf Grund aller Beweisstellen, den „Antichrist“ als das Erste Buch der „Umwertung aller Werthe.“ Im Uebrigen soll die Frage dem Kuratorium des Nießsche-Archivs, einem Kreis ausgezeichneter Gelehrter, vorgelegt und die Herren Horneffer, Bernoulli und Diederichs sollen aufgefordert werden, einen Bevollmächtigten (aber einen wirklich Sachverständigen) zu schicken, der dann selbst feststellen soll, ob die siebenzehn eigenhändigen, klaren, zum Theil für druckfertig erklärten Niederschriften meines Bruders Beweiskraft haben oder der flüchtig entworfene Brief (den ich respektlos als einen Kritikeltralel bezeichnen muß), weil ihm zufällig ein paar Runenzeichen fehlen. Vielleicht wird man auch genöthigt sein, festzustellen, welche wissenschaftliche Leichtfertigkeit dazu gehört, ein abgeschriebenes, nicht einmal ganz richtig entziffertes Citat, dessen Original man nicht gesehen hat, als Beweis anzuführen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre

Weimar.

Elisabeth Förster-Nießsche.

II. Ein Brief aus Casablanca. Die französische Regierung und Presse versteht meisterhaft, anderen Leuten Sand in die Augen zu streuen. Wenn man bedenkt, was in Marokko bis jetzt an Nachrichten geleistet wurde, muß man sich wirklich staunend fragen, ob es überhaupt noch Leute giebt, die auch nur ein Wort von Dem glauben, was da in die Welt gesetzt wird. Zweifelt denn wirklich ein Mensch, daß die ganze Aktion bei Azemur ein abgekartetes Spiel war? General d'Amade hatte offenbar den Auftrag zu diesem Mißbrauch der in der Algeirasakte vorgeschriebenen Polizeimacht. Giebt es einen besseren Beweis dafür als den, daß er einige Tage nach dem officiellen Verweis einen hohen Orden bekam? Der Erlass vom dritten Juli sagte, daß der General sich nicht nur aus Azemur zu entfernen, sondern sich auch strikt in den ihm früher vorgezeichneten Grenzen zu halten habe. Durfte man da noch an der Redlichkeit der französischen Absichten zweifeln? Was aber geschah? Der General zieht mit etwa fünfzehn Offizieren und unter Esforte am achten Juli nach Mazagan, räumt, um Europa zu zeigen, wies gemacht wird, allerdings Azemur, steht aber am elften Juli noch mit Truppen in Dotala, außerhalb des Schaulandes und außerhalb der Grenzen, die ihm von der Regierung vor der Defensivität gezogen sind. Wort und That sind eben verschiedene Dinge. Wir, in Marokko, haben es schon lange gemerkt und auch gesagt; in Deutschland aber scheint man sich mit dem Gedanken noch nicht besreunden zu können. Frankreichs Wunsch ist erfüllt. Die marokkanische Bevölkerung der Hafensstädte steht völlig unter dem von den Franzosen durch ihre Organe verbreiteten Eindruck: sobald sich die wahre Gesinnung des Volkes, die von unten bis oben für Muley Hassid ist, durchsetzt, greifen die auf der Höhe liegenden französischen Kriegsschiffe ein, die dazu von Europa das Mandat haben. Auch in Azemur wollte man schließlich lieber Muley Abd ul Aziz öffentlich anerkennen als mit den französischen Kanonen zu thun bekommen. Das sind die Küstensstädte. Aber das Innere? Der Landaraber, der mit seinem leichtbeweglichen Zelt schnell seinen Aufenthaltsort wechseln kann, hat nicht so viel auf's Spiel zu setzen wie ein Städter. Und so ist denn auch heute Thatsache, daß der Süden Marokkos fest entschlossen ist, keinen französischen Soldaten in das Innere vordringen zu lassen. Ueberschreiten die Franzosen noch einmal, wie sie im Norden, Osten und Süden gethan haben, die Schaulandgrenze, dann wird ihnen wieder ein Wunsch erfüllt: sie werden von den Arabern angegriffen; und dann fordert die nationale Ehre natürlich den Kampf gegen die „Auführer“. Was will man eigentlich noch? Das Schauland ist ruhig, wenigstens hat man es für passiviert erklärt. Ruhig ist überall, wo man Provokationen vermeidet. Die Araber kennen die Schauland-Grenzen besser als General d'Amade; sobald man da sein Recht überschreitet, steht wieder Alles in hellen Flammen. Ist's nicht endlich genug? Für drei ermordete Franzosen haben Tausende ihr Leben lassen müssen. Unschuldige; denn die wahren Thäter haben die Franzosen durch ihr Bombardement aus dem Gefängniß befreit, in das die maurische Regierung sie eingesperrt hatte. Dauernde Ruhe kann nur geschaffen werden, wenn die Bevölkerung einsieht, daß sie ihre wahre Gesinnung nicht aus Furcht vor den französischen Kanonen zu verbergen, nicht dieser Furcht wegen wider Muley Hassid sich zu kehren braucht. Das wird sie aber erst lernen, wenn außer den französischen auch andere Kriegsschiffe zum Angriff im Nothfall bereit sind. Wenn General d'Amade und mit ihm die pariser Regierung behauptet, der Zug nach Azemur habe mit Politik nichts zu thun, sondern nur bezweckt, zwischen Schauland und Mazagan eine Verbindung herzustellen, so antworten nicht nur wir Deutschen, sondern alle unbefangenen Menschen in Marokko: Diese Verbindung war überhaupt nur an dem Tag unterbrochen, wo französische Truppen in Aze-

zurückdrückten. Und wir sagen weiter: Man sollte nachgerade das Kind doch beim richtigen Namen nennen und uns nicht länger von Papiertypographien erzählen. Selbst die Engländer lachen, wenn davon noch immer die Rede ist. Um die Ruhe zu erhalten, braucht die Französische Republik heute hier keinen Mann. Die wäre (natürlich nur fürs Erste) gesichert, wenn der starke den schwachen Sultan aus seiner Erde vertreiben und dem Volk zurufen könnte: Von französischer Eroberungslust habt Ihr nichts mehr zu fürchten.

III. Aus der wunderschönen Stadt muß ich Ihnen einen Vorgang melden, der hier eifrig beredet wurde und vielleicht mehr Stoff zum Nachdenken bietet als der allzu viel beschwagelte Fall Schädling, in dem sich höchstens doch um eine Ungeschicklichkeit handelt. An der reichsständischen Universität hat der vierte Sohn des Kaisers studirt, Prinz August Wilhelm, der im Elternhaus Kuwi genannt wird und der Liebling seines Vaters sein soll. Nur vier Semester lang studirt; obwohl sechs vorgeschrieben sind. Zwei wurden ihm erlassen; wie es offiziell hieß: „mit Rücksicht auf seine besonders sorgfältige Ausbildung und namentlich darauf, daß er auch während der Ferien stets einen wissenschaftlichen Begleiter hatte und sich den Studien widmete.“ Hier stoc' ich schon. Auch auf die Ausbildung anderer Fürstensöhne wird Sorgfalt verwandt, auch andere arbeiten in den Ferien; daß eine hochwohlthätliche Behörde ihnen deshalb zwei Semester erlassen werde, ist mindestens unwahrscheinlich. Dazu kommt, daß der junge Herr, als Prinz und Bräutigam, viel öfter von Straßburg abwesend war als andere Studenten. Ungewöhnlich begabt? Mag sein. Doch wohl nicht begabter als Alle, die vor ihm je an der Weisheit Bräusen hingen. Einerlei: nach dem vierten Semester durfte er die gepflegte Hand nach dem Doktorhut strecken. Für die Dissertation wurde ihm das Thema gestellt: „Die Entwicklung der Kommissariatsbehörden in Brandenburg-Preußen bis zum Regierungstritt Friedrich Wilhelms des Ersten.“ Staatswissenschaft also; aus dem Revier, das seit langen Jahren Herr Professor Laband bei uns allmächtig beherrscht. Vor der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät hat der Prinz dann an einem der letzten Julitage das Doktorexamen bestanden. Das Diplom wurde überreicht und Seine Königl. Hoheit feierlich regimatrulirt. Also sprach dabei der Rektor, Herr Professor Fehling: „Aus eigener Kraft haben Eure Königl. Hoheit summa cum laude sich die höchste akademische Würde errungen. Und wie der junge Goethe ewig als einziger Student Alt-Straßburgs in der Erinnerung fortlebt, so wird es ein goldenes Blatt in der Chronik Neu-Straßburgs bleiben, daß der Urenkel des großen Stifters der Universität gerade hier sich den Doktorhut geholt hat.“ Kuwi-Goethe; und (natürlich) Wilhelm der Große: ein Bischen viel wars. Wäre aber, wie so manche Rebeleistung unserer Tage, ruhig hingenommen worden, wenn die Abschiedsfeier nicht eine höchst merkwürdige Fortsetzung gehabt hätte. Der junge Doktor überreichte nämlich acht Professoren, dem Vicerektor, zwei Universitätssekretären und dem Oberpedell Orden, die der Kaiser ihnen verliehen hatte, und verkündete Herrn Professor Laband die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath (mit dem Prädikat Excellenz). „Aus Anlaß des glücklichen Abschlusses des akademischen Studiums seines Sohnes“ habe der Kaiser diese Auszeichnungen verfügt. Da entstanden denn allerlei peinliche Fragen. Konnte der Vater vorauswissen, daß seines Sohnes Studium einen „glücklichen Abschluß“ finden werde? Eventualfrage für den Fall der Verneinung der ersten: Wären die Auszeichnungen auch verliehen worden, wenn die Prüfung nicht das erwünschte Ergebnis gehabt hätte? Wieht die Thatsache, daß der Prüfling in den Saal

der Hengste seinen Examinatoren Orden und Titel mitgebracht hat, nicht die Möglichkeit zu Mißdeutungen, die vermieden werden müßten? Wäre es nicht besser gewesen, wenigstens die Professoren, die dem Prinzen den Doctorhut zu gewähren oder zu weigern hatten, erst später zu befehlen? Ist die Verleihung von Orden und Titel überhaupt geeignet, den Tag eines gelungenen Prinzenexamens würdig abzuschließen? Und muß die Studienordnung nicht geändert werden, wenn es einem Prinzen, der oft der Universität fern sein muß, möglich ist, nach vier Semestern die Prüfung summa cum laude zu bestehen? Ist's billig und zeitgemäß, von allen anderen Studenten dann, auch von solchen, denen jeder Monat schwer erschwingliche Opfer aufzubringen und die gern durch gesteigerte Arbeit sich schneller ans ersuchte Ziel des Broterwerbes hülfen, eine Studienzzeit von sechs Monaten zu fordern? Daß solche Fragen entstehen konnten, ist unerfreulich. Von der Stunde an, wo ein Prinz sich in die Studentenschaar einreißt, muß er, mindestens in den Mauern der Universität, so behandelt werden wie jeder andere Bögling, der Wissenschaft erwerben will. Sonst fehlt seinem Doctorhut nachher der richtige Glanz.

* * *

IV. Bekanten Sie mir, verehrter Herr Harden, im Anschluß an Ihre Artikel über den Prozeß Eulenburg, die so viele interessirende Seiten des Menschlichen, Allzumenschlichen berühren, an ein paar Stellen zu erinnern, die ein Bißchen zum Thema gehören. Im Oktober 1858 schrieb Richard Wagner aus Venedig an Mathilde Wesendonk: „Ein Brief von Vizjt traf auch heute ein, der mir große Freude machte, so daß ich (denn schönes Wetter haben wir auch) in recht heiter-ruhiger Stimmung bin. Ich hatte ihm zuletzt manch Empfindliches geschrieben; ich mußte es, weil er mir doch so lieb ist und ich deshalb mich zur Aufsichtigkeit verpflichtet fühlte. Daraus antwortet er mir nun mit unerschütterlicher Zärtllichkeit. Ich lerne aus dieser schönen Erfahrung, daß ich meine Erkenntniß der Unmöglichkeit einer vollkommenen Freundschaft, wie sie uns als Ideal vor-schwebt, doch nicht zu bereuen habe, da sie mich durchaus nicht unempfindlich macht, sondern im Gegentheile desto dankbarer für Das, was sich nun doch, als Annäherung an dieses Ideal, uns darbietet. Zwischen Vizjt und meinem intelligenten Charakter ist ein so großer und wesentlicher Unterschied, daß mich oft eben die Schwierigkeit, ja, wie ich glauben muß, Unmöglichkeit, mich ihm verständlich zu machen, quälend ängstigt und zur ironischen Bitterkeit stimmt: hier aber tritt nun gerade die Liebe so schön ausgleichend und befriedigend ein, daß ich warme freundschaftliche Beziehungen bei Männern fast nur bei einer Differenz der Anschauungen für möglich halten mag. Denn dieses freundschaftliche Gefühl ist es doch eigentlich allein, was überhaupt zwischen Männern Uebereinstimmung herbeiführen kann: vollkommen in ihren Anschauungen zusammentreffen werden sie wohl nie oder höchstens, wenn sie unbedeutend sind und ihre Anschauungen sich auf nahelegendes Gemeines beziehen; betreffen sie Höheres und Ungemeines, so wäre fast nur an logisch-praktischen Zusammenhang, der Intelligenzen zu denken, wie er in der wissenschaftlichen Sphäre vorkommen mag. Das eigentlich Erwärmende der Freundschaft tritt doch aber erst da ein, wo durch sie Differenzen, wie durch ein Höheres, Intervenirendes ausgeglichen und als unbedeutend dargestellt werden. Dies angenehme Gefühl habe ich durch Vizjt schon wiederholt erhalten. Doch will ich (ruhig betrachtet) nicht leugnen, daß ich es für gut halten muß, wenn wir nie lange und nah beisammen sind, weil ich dann die zu starke Offenbarwerdung unserer Verschiedenheit zu fürchten hätte. In der Ferne

gewinnen wir für uns sehr. Wir (Richard und Mathilde): wir sind fern und nah vereint, einig, Eins!“ Das klingt immerhin eher „germanisch“ als das Gezirp und Gewinsel des Kreises der ewig-gestrigen, stets nach dem Griechenhimmel auslugenden Philisophen; und deutet sehr fein die Grenzlinie an, die Freundschaft von Liebe trennt. Zweite Stelle. In Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller kam (im April 1830) die Rede auf die „Griechische Liebe“. „Goethe entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß, nach rein ästhetischem Maßstab, der Mann weit schöner, vorzüglicher, vollendeter als die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Thierische, groß Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei. Was die Kultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder saßren lassen; es um keinen Preis aufgeben“. Auch dieser Duldsamste also, dessen Schönheitssinn sich am Anblick bender Jünglinge gelabt hatte, hätte einen Kulturverlust darin gesehen, wenn dorische Anstie von nordischer Lebensgewohnheit rezipirt worden wäre. Die dritte Stelle stammt aus der Griechenwelt. In einem seiner besten Stücke, der von blühender Phantasie und schalkhafter Ironie strotzenden „Wahren Geschichte“, schildert Lukianos seinen Besuch auf der Insel der Seligen. Alle Größen der Vergangenheit, Heroen, Philosophen, Dichter, läßt er da auftreten; die spitzesten Pfeile seines Spottes spart er für die Philosophen auf. Keiner wird verschont. Plato, heißt, glänze durch Abwesenheit; in dem von ihm erbachten Staat haue er als einziger Bewohner. Wo sind die Stoiker? Noch nicht angelangt; noch auf dem steilen Pfad, der ihre kletterlustigen Beine zur Tugendhöhe hinanföhren soll. Und wo sind die Skeptiker? Die sich gerühmt haben, Alles zu bezweifeln, glauben nicht, daß es eine Insel der Seligen giebt. Für Fröhlichkeit sorgen die Anhänger der Epikur und Aristipp, die, als trinkbare Leute und gute Gesellschaftler, überall beliebt sind. Diogenes, der kyniker, hat sich im Elysium zu derbster Lebensbejahung bekehrt: er ist der Ehegefährte der Hetäre Pais und leistet sich manchmal sogar ein Müßchlein. Pruderie ist auf dem Eiland der Seligen nicht in der Mode. Alles läßt der Liebe Freuden, schnäbelt, ländelt, herzt und küßt. Auch die Knabenliebe gilt als durchaus berechtigte Eigenthümlichkeit. „Nur Sokrates schwor, daß seinem Umgang mit den schönen Jünglingen jedes unreine, nicht ideale Element fern bleibe. Allgemein nahm man freilich an, daß diese Schwüre falsch seien. Doch er blieb hartnäckig bei seinem Eid: in diesem Verkehr mit den Jünglingen sei nichts Schmutziges zu finden.“ Eine seltsame Stelle. Die Behauptung, daß Sokrates Päderastie getrieben habe, findet heute kaum noch Glauben. Lukianos deutet sie mehrfach an; mit so rückhaltloser Offenheit beschuldigt er nur an dieser Stelle den Weisen des Geschlechtslasters. Besonders auffällig ist aber die Verbindung zwischen homosexueller Leidenschaft und Weineib. Warum ließ Lukianos den Sokrates die Reinheit seiner Beziehungen zu Männern mit einem Eid bekräftigen? Nothwendig wars nicht. Hatte der Satiriker aus Samojata, dems in der neidenswerthen Freiheit seines Erlebens und Dichtens an Erfahrung auch auf diesem dunklen Gebiet nicht fehlen konnte, wahrgenommen, daß der Homosexuelle, in der unnatürlichen Exaltation seines Empfindens, zunächst sich selbst die Sühlichkeit seines Sexualhandelns beschönigt und dann, wo es nöthig wird, auch vor Anderen mit einem Eid abstreitet? Wir wissen es nicht. Müssen aber vermuten, daß die Absicht der frechen Satire des „Voltaire aus Hellas“ hier war, auf die Unglaubwürdigkeit der Aussagen, auch der Breideten, hinzuweisen, die solche Verirrung ableugnen.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

P. C. 475 Direktion.

" 7813 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7814

" 7815

" 7816

Kuxenabteilung.

Telegramme: Ulrich & Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**

OPEL Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.



Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den Original-Kneifer der Orthozentrischen Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser Kneifer ist geschützt durch viele Auslandspatente und D. R. G. M. Alleinverkauf:

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stückerichte Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten. Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

**Schutz des Teints gegen Sonnenbrand**

bietet die nach Angabe von Professor Dr. med. Schleich aus reinem Bienenwachs hergestellte Wachspasta, welche der Wachspasta-Seife, Wachsmarmorseife und dem kosmetischen Haut-Crème zugesetzt ist und nach Mitteilung ärztlicher Autoritäten ein Kosmetikum allerersten Ranges darstellt. Wachspasta in Verbindung mit der gleichnamigen Seife angewendet, erfrischt die Haut, gibt ihr Elastizität, verleiht ihr unvergleichlich samtartigen Schmuck, und schützt sie vor allem gegen Temperatureinflüsse. Die Marmorseife ist bei den täglichen Waschungen und Bädern zur Frottierung der Haut hervorragend geeignet, sie macht Hand- und Nagelbürsten entbehrlich, für die Reise wird sie in stets sauber bleibender Metalltube geliefert. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre durch die Vertriebsgesellschaft Prof. Dr. Schleich'scher Präparate G. m. b. H., Berlin SW. 61, welche die Präparate allein unter ständiger Kontrolle des Erfinders herstellt.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Kleines Theater.

Freitag, d. 14. Sonnabend, den 15. Sonntag, den 16., Montag, den 17., Dienstag, d. 18./8. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Nalensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Stollmaier Guido Thielscher a. D., Henry Bender, Fritz Messary, Jos. Josephi, Fritz Schenke usw.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— **Treffpunkt der vornehmen Welt** —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208 209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.



Hochinteressant!!
Über Rousseau's
Verbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit geschrieben, wie sie den intimen Schriften des 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen ein so pikantes Reiz verleihen. Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W.30r.
Landshuterstrasse 2.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—29, III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pfg. pro Schächtel.

Gegen Husten & Heiserkeit.

Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
G. Buchholz,
Hannover 2, Korbstr. 14.

Nervenschwäche der Männer

Anstehliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert
Paul Gussen, Köln a. Rh. No. 79.

Schriftstellern

Bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schulkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicla und Erlurt.
Mahadd. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein
Culzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
prema lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a. D. Lessings Doublette. Mampassant.
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. Sla-
Ma-Thian. M. d. R. Erolca. Der ewige
Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} =
Bund. Kirchevater Strindberg. Der
Ententeich.
Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Fort mit der Feder!



Schreibst Du mit Feder noch so gut,
Weit besser schreibt die Lilliput.

Die neuen LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.
Modell Minima Preis M. 25.—
Modell A. Preis M. 38.—
Modell Duplex Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.
Auf Wunsch lief. wir unsere Lilliput-Schreib-
maschinen ohne Kaufzwang zur Probe.
Zahlungsvereicherungen gestattet.

Sofort ohne Erlernen zu schreiben. Keine
Weichgummitypen. Alle Arten von Ver-
vielfältigung. Geeignet für alle Sprachen
durch einfache Auswechslung der Typen-
räder. Reisemaschine, da nur 1 kg Gewicht.
Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme
1 billig. Preisliste. Glänzend Anerkennung.
Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen - Werke

m. b. H.
München 21, Lindwurmstr. 129-131.
Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II,
Raum 158 und öffentliches Schreibbureau
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(10 Lilliput im Betrieb)
Wiederverkäufer überall gesucht.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Moderates Specialsanatorium.
Aller Comfort-Familienleben.
Prospectfrei-Zwanglos-Entwöhn.v.**ALKOHOL****Bad Pistyan**

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt
für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73**Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.**

Soeben erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.**Griebens Reiseführer****Neue Ausgaben 1908:**

Ober- und Unter-Engadin. M. 1.50.

Hamburg und Umgebung. 22. Auflage. M. 1.75.

Holland. 11. Auflage. M. 3.—

VERZEICHNISSE
GRATISBERLIN W. VERLAG VON
ALBERT GOLDSCHEIDT**Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung
Chemnitz.**Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; beliebige Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**

Der Kaiserhof Berlin

am Wilhelm- und Ziethenplatz

Das schönste und komfortabelste Hotel der Welt

Grand Restaurant Kaiserhof
Grillroom Kaiserhof
Grosse Halle, Kaiserhof
Five o'clock Konzert 4 $\frac{1}{2}$ —5 $\frac{1}{2}$
Festsäle, Kaiserhof, Säle u. Salons
für Hochzeiten und Festlichkeiten
Weingrosshandlung

Kurhaus Heringsdorf (Kaiserhof)

Mittelpunkt des vornehmen Badelebens.
Sommer-Saison vom 1. Juni bis 30. September.

Hillmanns Hotel Bremen

Das vornehmste Haus am Platze.

Schriftsteller

Bekannter Verlag überm. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.



Photographieren Sie,
wie es Dr. Vogels Taschenbuch den Anfänger lehrt. In Über 60000 Exempl. verbessert. M. 2.50. Verlangen Sie Probeheft der Amateurseitschrift „Photograph. Mitteilungen“ vom Verlage
••••• Gustav Schmidt, Berlin W 10.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18, Bönißchplatz 18.

Diabetes-Bauer

Koetzsch enboda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Meuzslyhaus 6.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Leoschütz, Prosp. fr.

Dialet. Kuren nach Schroth.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Eisenlinie: Warmbrunn-Schreibertan f. g.

Petersdorf im Riesengebirge

(Balmstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurothemische, Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunnen- u. Entzweiungskuren.
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Erzeugnissearten der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besurrt. Näheres
in med. Bartsch, durg Arzt
selbst oder Administration in
Berlin S. W., Möckernstr. 118.

Henkell Trocken



Gute Getränke unverzichtlich: Rob. König, Kauf von G. Henkell in Berlin.